Reise des P. Joseph Dietrich von Einsiedeln auf den Frankfurter Büchermarkt 16. März bis 24. April 1684

Autor(en): **Helbling, Magnus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz**

Band (Jahr): **15 (1905)**

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-157940

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Reise des P. Joseph Dietrich

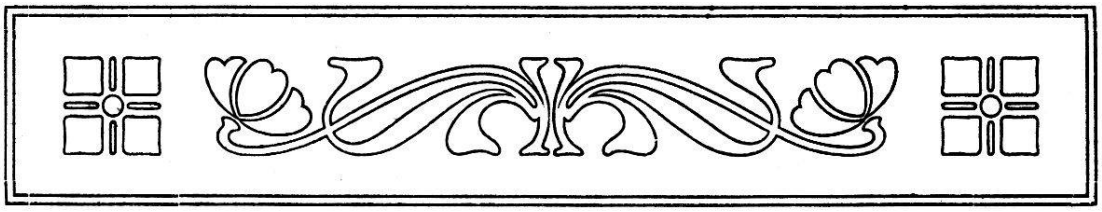
von Einsiedeln

auf den Frankfurter Büchermarkt

16. März bis 24. April 1684.

Von

P. Magnus Helbling, O. S. B.



Vor der Schilderung dieser interessanten Reise dürfte es nicht unpassend erscheinen, über P. Josef Dietrich, der eines der bedeutenderen Mitglieder des Stiftes Einsiedeln war, einige Notizen vorauszuschicken.

Die Familie Dietrich, P. Josephs kurzer Lebenslauf.

Die Wiege unseres P. Joseph Dietrich stand am lieblichen Zürchersee in der ehemaligen österreichisch-habsburgischen Stadt Rapperswil. Sein Großvater Peter Dietrich stammte aus Österreich und zwar von Bregenz, das so anmutig am obern Ende des Bodensees liegt. Peter Dietrich zog am Ende des 16. Jahrhunderts nach Rapperswil. Hier blühte nun das Geschlecht der Dietrich bis ins 19. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert, 1760, erscheinen 2 Dietrich aus Rapperswil als Chorfrauen in Tänikon, M. Franziska Idda, Jubilatin und Seniorin, geb. 1681, Profeß 1697, und M. Elisabeth, geb. 1727, Profeß 1745. Am 23. Juli 1824 starb mit Mathias Dietrich das letzte Glied in der männlichen Linie und den 24. März 1842 mit Franziska Dietrich überhaupt das letzte Mitglied aus dieser erlauchten Rapperswilerfamilie. Wegen seines Wohlverhaltens als Schullehrer der Stadt Rapperswil erhielt der Großvater unseres P. Joseph vom hohen Magistrat 1589 zum Neujahrsgeschenk das Bürgerrecht in der kleinen Republik Rapperswil. Der verdiente Lehrer wurde 1604 in den großen Stadtrat gewählt, 1607 Mitglied des Gerichtes. 1610 stiftete er für die Stadtkirche 100 Gulden und wurde 1621 Mitglied des kleinen Rates. Seine Frau, die Großmutter unseres P. Joseph, war eine Anna Rotenfluh von Rapperswil.

Noch bedeutender gestaltete sich die Laufbahn seines Sohnes Johann Peter. Dieser, der Vater unseres P. Joseph, wurde den 11. Aug. 1611 geboren. Johann Peter wurde schon mit 24 Jahren 1635 Mitglied des großen Stadtrates. Nach dem Ableben des Joh. Heinrich Rotenfluh wählten ihn am 23. Nov. 1647 beide Stadträte zum Stadtschreiber. Diese damals so hohe und bedeutungsvolle Stelle bekleidete er 22½ Jahre bis 1670 mit musterhaftem Eifer und Fleiß. Vive, ut vivas, lebe so, daß du einst leben wirst, war sein Wahlspruch. Er beherrschte die lateinische Sprache in gebundener und ungebundener Form oder in Poesie und Prosa. Seiner Namensunterschrift in den Amtsprotokollen fügte er so oft einen bezeichnenden Spruch bei, so z. B. 1666: Reipublicae et bono communi plus proesse voluisse quam proprio et quidem omnibus conatibus, die noctuque et in omnibus locis, erit afflicto maximum solacium, dem Staate und dem Gemeinwohl mehr als dem eigenen und zwar mit aller Kraftanstrengung, Tag und Nacht und an allen Orten genützt zu haben, gereicht einem in der Trübsal zum größten Troste. An einer andern Stelle schrieb er: Neminem laesisse atque hostibus profuisse, vix erit possibile et tamen esset landabile. Niemanden zu verletzen, ja sogar den Feinden zu nützen, wird kaum möglich sein und doch wäre dies lobenswert.

Dietrich war Rapperswils ausgezeichnetster Stadtschreiber, eine schmächtige, aber doch markige Persönlichkeit, in schwarzem Wamms, mit aufgeschlitzten Ärmeln, den ritterlichen Kragen um den Hals. Sein dunkles, klares Auge war durchdringend, ein Mann von edlen Gesichtszügen und einnehmendem Äußern.

Dietrich erwarb sich das Vertrauen der Stadt in dem Maße, daß er 1670 von der ganzen Bürgerschaft der Republik zur höchsten Würde, welche die Stadt zu vergeben hatte, nämlich zum Schultheiß erkoren wurde. Dieses Ehrenamt bekleidete er bis 1677, wo ihn zunehmende Abnahme des Gehörs zum Rücktritte veranlaßte, doch blieb er bis zum Tode, 11. Nov. 1681, Mitglied des kleinen Stadtrats. Das Totenbuch von Rapperswil rühmt von ihm: „er machte sich um die Stadt bestens verdient. Während

ein bösartiges Fieber seine Kräfte schwächte und aufzehrte, empfing er öfters alle hl. Sakramente und so beschloß er sein ruhmwürdiges Leben". Sein Bild wurde 1902 auf der Ostseite des Rapperswiler Rathauses von Schmid und Söhne in Zürich gemalt.

Die Gemahlin des Schultheißen Dietrich, eine nächste Verwandte des berühmten Glasmalers Breni von Rapperswil, Frau M. Magdalena Breni, war geb. 1611 und starb, mit allen hl. Sakramenten bestens versehen, sehr ergeben im Herrn im hohen Alter von 81 Jahren, den 16. Dezember 1692, nachdem sie von längerer Krankheit heimgesucht war.

Der Ehe entsprossen 8 Kinder: Lehrer Johann Peter, geb. den 8. April 1635, † den 20. August 1664; Anna Margaritha, geb. den 30. März 1636; Spitalherr Johann Kaspar, geb. den 25. Dez. 1637, † den 5. Juni 1689; Anna, geb. den 16. Dez. 1640; Statthalter oder Stadtseckelmeister Gabriel, geb. 1642, † den 30. Juli 1684; M. Elisabeth, geb. den 27. März 1644, † als Äbtissin des im Thurgau gelegenen, 1257 durch die Edeln von Bichelsee gestifteten, am 1. Oktober 1848 aufgehobenen Zisterzienser-Nonnenklosters Tänikon; Magdalena, geboren den 21. April 1647 und Johann Ludwig, unser P. Joseph, geb. den 11. November 1645.

Joh. Ludwig wurde noch am gleichen Tage, am Feste des hl. Martin, von Junker Joh. Ludwig Göldin von Tiefenau als Pate aus der Taufe gehoben. Ludwig genoß einen guten Schulunterricht bei dem damaligen Stadtschullehrer Nikolaus Heß von Unterwalden, der zirka 1630 nach Rapperswil kam, dort bis 1656 wirkte und in seinem Sohne Jakob dem Stifte Engelberg in Obwalden den nachmaligen 43. Abt Plazidus, † den 13. November 1694, schenkte. Als Knabe von 10 Jahren erlebte Ludwig die 5wöchentliche Belagerung Rapperswils durch die Zürcher unter ihrem Hauptmann Rudolf Werdmüller, bis Werdmüller nach dem Verluste von über 1800 Zürchern den 3. Februar 1656 abzog, und von den Stadtmauern der Siegesjubel der Bürger und ihrer befreundeten Schwyzer ertönte. Der Vater Ludwigs, damals noch Stadtschreiber, schrieb das wert-

volle Tagebuch dieser Belagerung, während welcher die Geistlichkeit, die Bürgersfrauen und die Stadtjugend in der Kirche Gott um Sieg anflehten.

Schon im Januar 1661 trat Ludwig im Stifte Einsiedeln ins Noviziat und legte am Feste des hl. Meinrad, den 21. Jan. 1662, als Frater Joseph die feierlichen Ordensgelübde ab. Am 17. Juli gab das Stiftskapitel seine Einwilligung, daß Stadtschreiber Dietrich als Auslösung für Fr. Josephs Erbteil ein für allemal eine Pauschalsumme von 100 Talern abtrete, die denn auch am 15. August 1670 samt einem Kelche einbezahlt wurden. Den 18. Dezember 1666 empfing Fr. Joseph zu St. Peter in in Luzern durch den päpstlichen Nuntius in der Schweiz, Titularerzbischof Friedrich Ubaldus von Cäsarea das Subdiakonat, den 17. September 1668 im Konstanzermünster durch Weih- und Titularerzbischof Georg Sigismund von Heliopolis das Diakonat und endlich am 17. Nov. 1669 in Luzern in der Nuntiaturkapelle durch den Nuntius und Titularerzbischof Rudolf von Laodicea die hl. Priesterweihe.

P. Joseph bekleidete nun nach einander die meisten Ämter, welche das Stift Einsiedeln zu vergeben hatte. Am 28. Nov. 1670 wurde er bereits Musikkapellmeister, den 27. Okt. 1673 Präses der Rosenkranzbruderschaft. Am 21. Okt 1675 wurde er mit dem Amte eines Instruktors der Laienbrüder und des Aufsehers über die Wollenweberei des Stiftes betraut. Am 30. Okt. 1680 wurde er zum Küchenmeister ernannt. Den 6. Februar 1681 übernahm er als Statthalter die Sorge für die landwirtschaftlichen Stiftsbesitzungen in Einsiedeln, den 10. Nov. 1688 aber die Statthalterei Freudenfels, die bei Eschenz am Ausgang des Bodensees an dessen linkem Ufer liegt. Der 3. Nov. 1690 rief ihn als Archivar ins Stift zurück, der 15. Dez. brachte ihm das Amt des Stiftskapitelssekretärs.

P. Joseph stand bei seinen Mitbrüdern in solcher Achtung, daß er nach dem Tode des Fürstabts Augustin Reding bei der Neubesetzung der Prälatur am 24. März 1692 im 3. Wahlgang unter 69 Wählern 28 Stimmen auf sich vereinigte, während auf P. Raphael Gottrau von Freiburg in der Schweiz 37 Stimmen

fielen, und letzterer ging denn auch schließlich als Fürstabt aus der Wahlurne hervor, dankte aber nach 6 Jahren schon wieder ab. Am 19. Juli 1692 folgte Pater Joseph dem Pater Rupert von Roll nach als Statthalter der weitläufigen Stiftsgüter zu Pfäffikon gegenüber Rapperswil am linken Ufer des Zürchersees. Er sollte jedoch diese Statthalterei bereits den 27. August 1693 wieder mit Freudenfels vertauschen Der 5. November 1694 erhob ihn im Stifte zum ehrenvollen Amte eines Subpriors. Aber schon am 3. Juni 1695 schickte ihn Abt Raphael abermals nach Freudenfels; der 19. Dezember 1698 sah ihn jedoch wieder im Stifte. Am 23. Dez. 1699 war er als Probst für Bellenz im Tessin, das am linken Ufer des Tessin, wenig östlich vom Langensee liegt, in Aussicht genommen worden; man behielt ihn aber wegen Befürchtungen für die Reise zurück. Am 11. Juni 1700 bat P. Joseph um Enthebung vom Amte des Laienbrüderinstruktors, um der Aufgabe eines Kustos oder Kirchenschatzmeisters besser obliegen zu können. Den 17. Juni 1701 traf er als Beichtiger ein im Benediktiner-Nonnenkloster Fahr, welches am rechten Limmatufer, Dietikon gegenüber, nahe am Ausgange des Zürchersees liegt und schon seit 1130 Eigentum des Stiftes Einsiedeln ist. Dort starb P. Joseph bereits den 5. April 1705, am Freitag nach dem weißen Sonntag, im Alter von nur 59 Jahren und er fand in Fahr auch seine letzte Ruhestätte.

Seit 9. Juli 1670 führte P. Joseph unermüdlich und ununterbrochen ein Tagebuch. Seine Aufzeichnungen füllen 19 Foliobände des Stiftsarchivs. Der letzte Eintrag geschah an seinem Namenstag den 19. März, 18 Tage vor seinem Tode. Er war ein vielseitiger Mann, reich an Kenntnissen, bei seinen Stiftsmitbrüdern sehr beliebt, ein musterhafter, tiefreligiöser Ordensmann, den der Gehorsam und die Befehle des jeweiligen Klosterabtes für jedes beschwerliche Amt bereit fanden.

•

P. Josephs Frankfurter Reise.

So bestimmte ihn denn auch Abt Augustin Reding 1684, im gleichen Jahre, in welchem das Werk dieses Fürstabts über das Konzil von Trient vollendet im Drucke erschien, und der

gelehrte Fürst vom März bis Juni selber auch nach Rom reiste, eine Reise auf den Büchermarkt nach Frankfurt am Main zu unternehmen, was damals mit weit größeren Reisebeschwerden verbunden war, als dies heutzutage der Fall ist. Es war damals im Stifte Einsiedeln bereits 20 Jahre, seit 1664, eine Buchdruckerei in Betrieb, die Bestand hatte, bis im Revolutionsjahr 1798 den 1. Okt. die Franzosen dieselbe aus den Klostermauern entführten. Die Reise P. Josephs auf den Büchermarkt nach Frankfurt hatte also den Zweck, dem Bücherabsatz aus der jungen Stiftsdruckerei weitere Bahnen zu eröffnen.

Und so möge denn nun der Schilderung dieser interessanten Reise eines Einsiedlermönches nach Frankfurt Folge gegeben werden und zwar nach den eigenen Reisetagbuch-Aufzeichnungen des P. Joseph Dietrich, wobei allerdings des öftern irgendwelche sprachliche Änderungen und Berichtungen notwendig sein werden.

Von Einsiedeln nach Basel.

Donnerstag den 16. März 1684. Nachdem P. Petrus Kälin, Direktor der Buchdruckerei, und ich den 16. März zu Pferd von Einsiedeln abgereist und zwar bedient von Dominik Oswald, einem hiesigen Sattler, sind wir um 7 Uhr morgens nach der zu Einsiedeln gehörigen Filiale Bennau gekommen. Als wir gegen den Gästlisberg oder gegen den Altenberg sahen, der Bennau gegenüber am rechten Ufer der Alp liegt, bemerkten wir, daß in dem Hause auf demselben das Kamin mächtig stark rauchte, bis das Feuer endlich augenblicklich in eine hohe Flamme ausgebrochen, so daß wir fürchten wollten, es möchte sich das Haus entzünden. Es war aber der Kamin so gut, daß nur der Ruß darin allseitig ausbrannte, ohne daß im übrigen ein Schaden geschah. Dies konnten wir im Durchreiten von der Bennau aus gar heiter sehen. Wir ritten fort und ließen uns hiedurch nicht säumen; denn so es auch gefehlt hätte, unsere Hilfe wäre viel zu spät gewesen.

Gegen 11 Uhr kamen wir in Thalwil am linken Ufer des untern Zürichsees an, wo wir nicht auszuspannen gesinnt waren. Es war aber der Wirt so freundlich mit uns, daß er uns be-

reden mochte, und wir schier mir nichts dir nichts zukehren mußten. Bei ihm ließen wir unsern Pferden ein Fütterlein geben und auch uns eine Suppe mit einem Trunk samt einem kleinen Fischessen aufstellen und uns dies gar wohl gefallen, obwohl wir nicht sonderlich hungrig waren; denn wir mußten dem so freundlichen Wirt auch etwas zu lieb tun. Um 12 Uhr sitzten wir wiederum auf unsere Pferde, verreisten nach Zürich und kamen dort um 2 Uhr im Einsiedlerhof an, wo wir den Junker, unsern Stiftsamtmann, mit seiner Frau Gemahlin frisch und gesund antrafen und ganz freundlich empfangen wurden. Dieser Einsiedlerhof bei dem Fraumünster, hart am linken Limmatufer bestand schon vor 1240 und diente auch als Wohnung für den Verwalter der Stift-Zinsgefälle in Zürich, wo das Kloster Einsiedeln schon vor 1316 das Bürgerrecht besaß.

Wir wollten diesen Abend noch alles richten, was wir vorhatten, gingen in Begleitung des genannten Junkers, unseres Stiftsamtmanns in Zürich, in die Kleinstadt am linken Limmatufer hinüber zu Herrn Ratsherr Heinrich Bodmer und baten ihn, uns anzugeben, wie wir uns bei der bevorstehenden Frankfurterreise zu verhalten hätten. Dieser berichtete uns alsbald, wie er schon vorher mehrmals schriftlich getan, daß sein Diener künftigen Samstag den 18. März ungefähr um 12 Uhr von Zürich verreise, selbigen Tag zu Brugg bei Baden im Aargau, und am nächsten in Basel sich einfinden werde, von da aber in einer Landkutsche nach Frankfurt abreise. Wenn es uns dann lieb sei, in Kompanie mit ihm zu reisen, befehle er ihm ganz ernstlich, uns alle Bequemlichkeit zu machen und nach allen Kräften behülflich zu sein, daß unsere Reise wohl ablaufe.

Wir beide bedankten uns dessen gar froh mit angehenkter Bitte, in so gutem Willen zu verharren. Daneben hielten wir auch um einen Wechselbrief an, in Frankfurt 200 Reichsthaler (à 3,72 Franken) zu empfangen. Er versprach dies und zwar ohne irgend welchen Aufwechsel. Darnach begehrten wir bei ihm den Konto für die Frachtkosten wegen der von hier nach Frankfurt abgeschickten 11 Fässer Bücher. Diesen gab er uns gleich mit, worauf wir von ihm Abschied nahmen.

Weil wir hiemit dasjenige verrichtet, was wir beabsichtigt hatten, und die Sonne noch hochstand, sind wir zu Herrn Bürgermeister Eschers Sohn gegangen, ihre Wollenfabrik zu besichtigen. Sie zeigten uns dies getreulich in großer Freundlichkeit und unter Aufstellung eines gar edlen Trunkes. Wir hatten da bei 10 oder 12 Wollenschlager, über 50 Wollenkämmlen und 3 oder 4 große, vierfache Seidenräder zu sehen, was uns alles nicht wenig erfreute, besonders weil wir vorher niemals Seidenräder in solcher Höhe und Größe gesehen hatten. Unterdessen ist es Abend worden, wir nahmen Abschied, kehrten in unser Logis zurück, zählten unser Geld, um Herrn Bodmer die Frachtkösten abzustatten. Wir hatten etliche Dukaten (à 11,70—11,77 Franken) und Philippiner (à 4,40 Franken). Wir ließen die Philippiner und 29 Groschen abwechseln und uns dafür Speziesthaler geben. Wir konnten aber doch dermalen die Frachtkösten nicht richtig machen und mußten dies bis auf den künftigen Tag aufschieben. Hernach ließen wir uns das Nachtessen auf den Tisch stellen, bei welchem unser Junker Amtmann, seine Frau Gemahlin und Söhne uns gar freundlich zusprachen. Bevor wir aber zu Tisch gesessen, nahm P. Peter ein Schächtelein aus seinem Reisesäcklin, worin ein absonderlich schönes, aus Wachs geformtes Jesuskindlin verschlossen war, das er kurz vorher von unserm P. Meinrad Steinegger bei seiner Rückkehr von Salzburg, den 18. Februar, zum Geschenke bekommen hatte. Er wollte sehen, ob durch die Fahrt nichts abgebrochen. Als er dies nun geöffnet und gesehen, daß daran nichts mangelte, zeigte er es dem Junker Amtmann, der daran ein sonderliches Gefallen hatte, weil dergleichen Sachen bei ihnen noch nicht gesehen wurden. Er rief sein ganzes Haus zusammen, um selbes zu sehen; alle verwunderten sich darob. Endlich war es an der Näherin, deren Wunderfiz mit dem bloßen Ansehen nicht genug bekommen. Nachdem sie selbiges lange von einer Seite auf die andere gekehrt, tat sie die Frage: Ist es wohl ein Büebelin oder eine Meitelin? Da fingen aber andere darüber dergestalt an zu lachen, daß die gute Näherin erschrocken da stand. Weil dann dieser Handel den Nichtkatholischen zu mehreren Gedanken Ursache

gab, hat es auch unterschiedliche und mithin ziemlich unsaubere Worte bei ihnen gegeben, die uns anzuhören verdrießlich waren. Gleichwohl konnten wir uns des Lachens keineswegs enthalten.

Als man hierauf nun das Nachtessen einnahm, schickte Herr Ratsherr Hans Jakob Escher einen absonderlich köstlichen Ehrenwein in einem hohen, vergoldeten Silberbecher, der uns nicht übel beliebte und uns wohl schlafen ließ. Wir bedankten uns wegen dieser ansehnlichen Verehrung, gaben der Magd, die ihn gebracht, einen Ortsgroschen, kosteten denselben mit Freuden und ließen dessen auch den ganzen Tisch teilhaft werden. Nach dem Nachtessen, das bis gegen 8 Uhr währte, haben wir uns nicht lange säumen lassen, sondern haben uns zeitlich zur Ruhe begeben.

Nächsten Tag, Freitag den 17. März, sind wir morgens 5 Uhr aufgestanden, haben unsere Mette und anderes gebetet, sind hernach um 6 Uhr zu Pferd gesessen und nach unserer Stiftsbesitzung bei Zürich, dem Kloster Fahr geritten, wo wir um 8 Uhr glücklich angelangt, freundlich empfangen und aufgenommen wurden und noch Messe lasen. Zum Mittagessen eingeladen, wurden wir im Beisein des Herrn Propstes P. Gregor Hüsser und des Herrn Beichtigers P. Gerard Gyr, der Frau Priorin und etlicher anderer Klosterfrauen gar köstlich bewirtet. Nachmittags sandten wir einen Expreß nach Zürich, der die Fracht-Bezahlung der 11 Faß Bücher dem Ratsherrn Bodmer überbringen sollte. Wir aber erholten uns mit Spazieren auf dem Felde mit den genannten Herren und etlichen aus dem Konvent, womit wir den ganzen Nachmittag zugebracht. Zu Nacht hielten wir den Fasttag und gingen darnach zeitlich zur Ruhe.

Nächsten Morgen, Samstag den 18. März, waren wir ziemlich frühe, förderten auch unsere Andacht und das hl. Meßopfer, weil die Klosterfrauen solches inständig begehrten, indem sie Willens waren, diesen Morgen ihre Kirche zu waschen und auszustäuben. Wir fügten uns hiezu willig. Um 11 Uhr nahmen wir das Mittagessen ein, wiederum im Beisein etlicher aus dem Konvent, und machten uns ziemlich lustig, weil wir bald

scheiden sollten, was um 2 Uhr geschah, und ich bin mit einem Diener zu Pferd und einem andern zu Fuß, welcher die Pferde wieder zurücknehmen sollte, abgeritten. P. Petrus aber blieb allda und wünschte mir samt andern eine glückliche Reise. Ich ritt also längs dem linken Limmatufer mit den beiden genannten Dienern fort über Baden, Gäbenstorf, Fahrwindisch, wo wir uns über die Reuß stoßen lassen mußten, bei dem Kloster Königsfelden vorbei nach Brugg am rechten Aareufer. Dort sind wir bei dem roten Haus zugekehrt, wo wir einen feinen Wirt und dessen Ehewirtin angetroffen. Nach einer Stunde folgte Herr Seidenhändler Bodmer und Herrn Ratsherrn Bodmers Ladendiener Dietrich Lehrser, die bei und mit uns zu Tische gesessen; sie wurden mit Fleisch, wir aber mit Fisch bedient, da wir gleichwohl gefastet, jedoch mit ihnen zahlen mußten und zwar ziemlich teuer. Die Nachtherberge hatte ich allein in einem absonderlichen Saale mit bester Bequemlichkeit, die Diener aber miteinander in einer absonderlichen Kammer.

Am folgenden Morgen, Sonntag, Iudica, 5. Fastensonntag, den 19. März, verreisten wir von Brugg. Es waren nun die beiden genannten Herren, Bodmer und Lehrser, mit uns in der Kompanie. Wir ritten sämtlich bei sehr kaltem Wetter und vielem Wind, Schnee und Regen über den Bözberg bei Effingen, Bözen, Hornussen, Frick, Eiken und Stein vorbei bis nach Mumpf, wo wir abstiegen und zukehrten. Ich bin alsbald der Kirche zugegangen, um Messe zu lesen und meine andern Schuldigkeiten zu verrichten.

Mumpf ist ein kleines Dörflein, nächst am Rhein gelegen, mit gar schlechten und niederträchtigen Häusern. Um dasselbe herum hat es schöne Kornfelder und das übrige Land ist mit Obstgewächs wohl versehen. Die Kirche ist klein, gar alt. Das Innengebäude ist alt und schlecht mit einem Tabernakel, wie ihn ein jeder Bauer machen und jeder Sudler bestreichen könnte. Die Altäre sind von alten, seltsamen Bildern besetzt und mehrerenteils flach ausgearbeitet. Die Paramente zur hl. Messe waren alle dermaßen schmutzig und unsauber, daß es mir schier ekelte, dorten Messe zu halten. Der Pfarrer aber war ein feiner, ver-

ständiger, junger Herr, den ich nach meiner hl. Messe im Wirtshause bei Tisch angetroffen habe, wo er zu Gast gewesen. Der Wirt allda war ein gar sittlicher, freundlicher Mann; er bediente mich und die Meinigen mit edlen Rheinfischen, die beiden von Zürich mit Fleisch und zwar alle mit gleicher Rechnung. Und doch waren wir mit derselben gar wohl zufrieden. Nachdem wir uns gesättigt, und auch unsere Pferde wohl gefüttert worden, sind wir um 2 Uhr wiederum aufgebrochen mit der ganzen Kompanie. Es ging durch Möhli nach Rheinfelden.

Als wir bei der Stadtpforte vor die Wacht gelangten, hat jeder seinen Paß vorweisen müssen. Mich wollten sie als Geistlichen gern passieren lassen, die Kompanie aber sollte länger stille halten, bis ein weiterer Befehl vom Kommandanten folgte. Ich aber wollte mich von der Kompanie nicht gern absondern, weil ich weder Steg noch Weg wußte; ich verblieb also bei ihnen, bis ungefähr nach einer Viertelstunde unsere Pässe uns wiederum sämtlich zugestellt wurden. Wenn wir nicht durch die Stadt hätten reiten wollen, wäre es uns gelinder ergangen, und wir hätten uns nicht so lange säumen müssen. Wir wollten, und sonderlich ich, den Ort besichtigen und zwar vornehmlich auf jener Seite, bei welcher die französischen Völker vor etlichen Jahren in den Raubkriegen unter Ludwig XIV. so stark ansetzten. Dies konnten wir außerhalb der Stadt, nachdem wir über die Brücke gekommen, gar klar und hell sehen; es war dermalen noch wenig an den niedergeschossenen Türmen und Mauern ergänzt. Im übrigen hat Rheinfelden nicht sonders schöne Häuser; es ist ein kleines Städtlin von alten Gebäuden nächst am Rhein gelegen und mit einem nicht großen Graben und Wall bewehrt. Auf der andern Seite sieht man teils Weinreben, teils Kornfelder, teils auch etwas Wieswachs, aber nicht viel, in allem ein edles, fruchtbares Land.

Nachdem wir uns genug umgesehen, sind wir weiter geritten und zwar am rechten Rheinufer bei Wyhlen vorüber nach Grenzach, welches Dorf von den Franzosen elendiglich zerstört wurde. Da haben wir einen Trunk genommen. Endlich kamen wir nach Basel, wo wir unsere Pässe wiederum vorweisen

mußten. Der Musterer war aber ungeschickt; denn er nahm meinen Paß fast nicht über sich. Er konnte zwar etwas Deutsches, Lateinisches aber gar nicht lesen. Nachdem wir hineingelassen worden, bin ich mit Herrn Lehrser und meine Bedienten bei der Krone, Herr Bodmer aber in seinem Logis zugekehrt. Dort habe ich alsbald einige mir anbefohlene Geschäfte verrichtet, meine Mette gebettet und bin zum Nachtessen gegangen, bei dem wir über alle Massen wohl und freundlich bedient und gehalten wurden. In der Zeche aber hat der Wirt seiner nicht vergessen. Wir haben darauf sämtlich in einem Zimmer miteinander geschlafen und wohl ausgeruht.

Von Basel durch den Sundgau.

Montag, den 20. März, bin ich morgens um 6 Uhr, nachdem ich die Horas des Breviers verrichtet, mit samt dem Diener nach Hüningen (wenig nördlich von Basel) spaziert und habe dort in der Pfarrkirche zuerst Messe gelesen. Bei meiner Messe war auch der Leutenant de Roy aus der Festung, welcher derselben ganz mit großer Andacht beiwohnte. Sie ist eine alte, übelgebaute, schlecht gezierte Kirche mit einfältigen Altärlin, deren 3 sind, alles gar übel zugerüstet, was desgleichen und sonderlich von den Paramenten zu verstehen ist, die nicht weniger oder schier schmutziger gewesen als zu Mumpf; doch war ich nur froh, daß ich zelebrieren konnte. Nach vollendeter Messe spazierte ich hinüber zu der Festung Hüningen. Man wollte mich nicht hinein lassen; ich zeigte zuvor meinen Paß und wies ihn alsbald vor, wonach Befehl kam, man solle mich herein lassen. Ich vermeinte hiemit, alles gewonnen zu haben, spazierte hinein, fand aber nicht einen, der Deutsch oder Lateinisch konnte, durch den ich hin und her geführt werden mochte. Endlich führte mich einer zu dem Leutenant de Roy, der vorher meiner Messe beigewohnt. Er erkannte mich alsbald und fragte mich auf Französisch, ob ich nicht vorher in der Pfarrkirche Messe gehalten. Ich antwortete mit Ja. Er aber befahl gleich, so viel ich verstehen konnte, mich passieren zu lassen, damit ich alles sehe. Jetzt

vermeinte ich, es sei aller Handel richtig. Ich konnte aber niemand finden, der mich führte. Allein hin und her zu gehen gedunkte mich etwas gefährlich. Wir trafen endlich einen Schmied an, der uns deutsch antwortete, französisch aber so viel konnte, als wir. Er verstand uns also und wir ihn gar wohl, aber von den Franzosen ward er so wenig als wir verstanden. So fiel also auch diese Hoffnung in den Brunnen. Endlich gingen wir vor einen Kramladen, deren die Festung gar viele hat, und bei denen man findet, was man nur verlangt, und wir fragten wiederum nach Deutsch. Da antwortete uns die Frau, welch feil hatte. Nachdem wir ihr angezeigt, daß wir selber bei dem Leutenant de Roy gewesen, der uns Erlaubnis gegeben, alles zu sehen, und daß wir jetzt niemanden anders suchen als einen, der uns nach unserm Belieben führe, befahl sie alsbald einem jungen Knaben, der aber auch nur Französisch konnte, uns hin und her zu führen. Wir sagten, wir verlangen sonderlich den Wall zu besichtigen. Die Frau deutete dies dem Knaben alsbald auf Französisch an und befahl ihm, uns auf den Wall zu führen. Wir gingen also mit bestem Vertrauen diesem Knaben nach und vermeinten, jetzt alles gewonnen zu haben. Wir kamen kaum auf die Straße, da marschierten die Soldaten von und zu der Wacht. Da befragte einer den Knaben, wo aus er mit diesen Gästen wolle. Er aber antwortete, wir seien bei Herrn Leutenant de Roy gewesen und hätten Verwilligung erhalten, auf die Wälle zu spazieren, er zeige uns den Weg. Der Soldat wollte ihm nicht glauben und befahl uns, stille zu stehen. Wir mußten wider unsern Willen gehorchen und durften weder vorwärts noch rückwärts. Wir verblieben also etliche Vater unser lang auf diesem Posten und mußten abwarten, was der Soldat uns bringen werde, den ich und mein Diener nicht nur einmal verwünschen. Endlich kam er aus dem Hause hervor und rief von weitem dem uns führenden Knaben zu, wir sollen uns fortpacken, man werde uns nicht auf den Wall spazieren lassen.

Unser Führer deutete uns dies, und wir konnten es auch sonst gar leicht merken. Wir waren darob sehr verdrossen und wußten nicht, was anfangen. Endlich machte ich mich schlüssig

Was schere ich mich um diese Festung, es möge mit ihr stehen, wie es wolle, daran liegt mir weder viel noch wenig. Ich ging also verdrießlich und eilig wieder heraus und betrachtete das seltsame, 1681 begonnene Gebäude von außen. Es ist diese Festung in einer über die Maßen schönen Form eines Sterns gebaut; unten bis tief ins Erdreich und weit empor über das Wasser der Gräben ist sie von behauenen Sandsteinen, darüber alles von Backsteinen, welche um die Festung herum beständig in den aufgerichteten Kalk- und Ziegelöfen gemacht und gebrannt wurden; schier zu oberst oder in der Höhe hat sie wiederum im ganzen Umkreis einen halbrunden Kranz von behauenen Steinen, hernach wieder einen Aufsatz von Backsteinen, ungefähr 2 Ellen hoch, was alles wiederum mit einem Kranz von behauenen Steinen besetzt ist; zu oberst endlich ist der Abschluß gemacht mit einer Kiesablagerung, die aber allseitig vom Grase grün besetzt ist. Der Graben um den ganzen Wall ist sehr tief. Die Pforten sind von ganz kunstreich ausgehauenen Steinen, darüber die königlich-französischen Wappen, mit allerhand Kriegsabzeichen umgeben, weiß angestrichen, das übrige Portal ganz mit Leibfarbe bemalt. Auf jedem Eck steht ein gleich gefärbtes, von Quadersteinen aufgesetztes Erkerlein, unten und oben schön zusammengezogen, darauf eine weiße französische Lilie, darunter aber die königlichen Abzeichen und zwar ebenfalls weiß. Die Gebäude sind, wie ein Kloster, in Zimmer abgeteilt, mit vielen weitläufigen Kaminen, die durch das ganze Gebäude hinauf weit über das Dach steigen und zu jedem Zimmer dienen. Zeughäuser sind 2 oder 3 zunächst bei den Wällen innerhalb der Festung aufgerichtet. Auf den Wällen stehen viele, aber nicht lange Grobgeschütze, und an jeder Seite spazierte ein bestimmter Wachtposten, die bei dieser Kälte lange, graue Röcke trugen, mit hinten herabhangender Kapuze, sodaß sie anfangs für Einsiedler angesehen werden. Diese Kleidung ist den armen Soldaten bei dermaliger und vorausgegangener Kälte, war doch im Februar der Zürchersee bis an die Stadt Zürich eingefroren, sodaß man mit Roß und Wagen über den See fahren konnte, sehr dienlich gewesen. Etliche sind auf der Schildwache erfroren, etliche

wurden sonst übel zugerichtet. Außen und innen gab es eine unsägliche Anzahl von arbeitenden Soldaten, die wie die Wespen bei ihren Nestern herumliefen, am neuen Werk oder an den Kalk- und Ziegelöfen arbeiteten und Steine, Kalk, Pflaster, Kies, Wasser trugen. Die einen liefen hinein, die andern hinaus, daß bald niemand herein oder herauskommen konnte.

Ich marschierte hernach wieder nach Basel, bezog ein Logis und ließ das Mittagessen aufstellen, bei dem mein Reisekamerad Lehrser sich mit einfand, seine Zeche aber bezahlte jeder insbesondere. Nachher schickte ich den einen Diener mit den zwei Pferden, die ich von Einsiedeln aus mit mir gehabt, wieder zurück. Ich habe mich sonst seiner Aufwartung nicht sonderlich zu erfreuen gehabt, habe ihm deswegen auch wenig Lob spenden können, weil er alle Abende, welche er seit der Abreise bei mir war, trefflich mit Wein angezecht war und noch diese Stunde, trotz meines vielfältigen Abmahnens, sich des Überflusses nicht zu mäßigen wußte, sodaß er mit einem starken Rausch nach Hause abschied. Ich konnte dem Übel nicht anders steuern als durch geduldiges Ertragen, werde aber seiner Dienste inskünftig wohl entbehren können.

Um 12 Uhr wurden wir in die Kutsche gerufen. Wir verfügten uns uneingesäumt dahin. Die Herren Kameraden, welche mir mehrerenteils auch vorher schon bekannt waren, was mir gar lieb gewesen, begrüßten mich gar freundlich. Ihre Namen waren: Herr Materialist Joh. Melchior Birr, Herr Ludw. König Senior, Herr Joh. Ludw. König, beide Buchhändler aus Basel, Herr Bernard Karl und sein Sohn Joseph Karl, Materialist, Johann Jakob Schmidt von Solothurn, Herr Dietrich Lehrser von Zürich, Herr Johann Pictet von Genf, Michael Polich von Bern, ebenfalls beide Buchhändler, mein Diener und ich nebst dem Kutschenpatron Hans Jörg Lein von Straßburg mit einem Knecht, in Summa 13 Personen. Jeder hatte sein Felleisen oder sonstiges Pelzwerk bei sich, jeder, ausgenommen ich, sein Seitengewehr und sonst auch ihre Kleidungen und Mäntel samt einem guten Geldsäckel im Pumper (Luzerner-ausdruck für Hosentasche).

Nachdem wir uns allerseits gegenseitig genugsam begrüßt und niedergesessen, ist die Kutsche abgefahren, anfänglich mit 6, hernach mit 7 Pferden bespannt. Es saßen aber nicht alle mit gleicher Bequemlichkeit in der Kutsche, wie auch nicht mit gleichem Lohn oder Besoldung. Diejenigen, welche innerhalb der Kutsche saßen, wechselten von einem Ausspann zum andern ab, sodaß diejenigen, welche morgens im Schlag gesessen, nachmittags vorn oder hinten oberher sitzen mußten. So viele aber innerhalb gesessen, mußten jeder für die Kutsche bis nach Frankfurt sechs Reichsthaler bezahlen, ein Teil mit Spezies und 2 Teile mit Reichsgeld. Die andern aber, die außerhalb der Kutsche vorn oder hinten gesessen, mußten vor- und nachmittags auch abwechseln. Weil aber ihre Kommodität gar schlecht war, so mußten sie nicht mehr als 3 Thaler, einen in Spezie und 2 in Reichsgeld zahlen, sodaß also der Kutscher von den 11 Personen, die er nach Frankfurt geführt, dort 57 Reichsthaler zu empfangen hatte. Der bequemste Platz befindet sich in dem Schlag, wo man die Schläge, welche die Kutsche an die Steine auf der Straße schlägt, nicht so strenge empfindet wie anderswo, was sonderlich hinterhalb in der Kutsche wegen der Höhe des Sitzes und der Räder der Fall ist, wo einer seinen Bauch wohl halten muß, und ihm die Rippen schier zerspringen. Dem Herrn Hans Ludwig König, der zwar auch sonst etwas übel sich befand, hat es den Magen ziemlichermaßen umgekehrt. Aber auch mich hat es dergestalt geschüttelt, daß ich für mich eine Krankheit besorgte, die unfehlbar erfolgt wäre, wenn die Herren in der Kutsche aus besonderer Gutmütigkeit mir nicht öfter den Sitz in dem Schlag zugestanden hätten, als es sonst der Ordnung nach mir gebührte. Hiebei ist mein Diener, den ich bei mir hatte, etwas zu kurz gekommen, für den auch ein Platz in der Kutsche bestellt war. Nachdem aber andere Herren den Vorsitz genommen, hat er müssen draußen bleiben. Dies ist mir jedoch zum Teil nicht unangenehm gewesen, weil ich damit 3 Reichsthaler ersparen konnte. Gleichwohl hätte ich noch gern 3 Thaler mehr bezahlt, wenn ich den Vorteil gehabt hätte, beständig im Schlag zu sitzen. Dieses hätte ich haben können, wenn der

Diener in die Kutsche hätte sitzen können; denn in diesem Falle hätte er billig mir den Sitz im Schlag einräumen müssen. Nun ist's geschehen und, Gott sei gelobt, wohl abgelaufen.

Wir fuhren also bei gutem Wetter von Basel hinaus und kamen längs des linken Rheinufers nach Ottmarsheim, einem von den Franzosen übel ruiniertes Dörflin, wo wir miteinander einen Trunk nahmen und ungefähr eine halbe Stunde damit verweilten. Abends 8 Uhr kamen wir endlich nach Blodelsheim, so daß wir also den ersten Ausspann 8 Stunden fortgesetzt hatten. Es ist wohl zu begreifen, daß unser Magen unter der Zeit ziemlich ausgenüchtert war, besonders bei solchem Wagenrütteln. Allhier kehrten wir ein zum Rindfuß, bei Herrn Schultheiß, der ein ehrlicher und verständiger Mann war und uns gar freundlich bewillkommte. Es ist ein kleines Dörflin, bei welchem Monsieur Colbert einen seltsamen Tiergarten hat, unweit von der Kirche, den ich sehr gerne gesehen hätte. Weil es aber diesen Abend schon gar zu finster war, am Morgen aber die Kutsche in aller Frühe wieder fortfahren wollte, ist mir die Gelegenheit zu diesem Vergnügen entronnen. Weil ich einen Fasttag hatte, wollte ich in diesem Wirtshaus nicht bei der Kompanie speisen, sondern begehrte ein absonderliches Zimmer, um meine Mette ruhig beten und dann eine kleine Erfrischung nehmen zu können, was mir der Wirt gar gern verwilligte. Er erzählte mir viel von Einsiedeln und sagte, daß er die Muttergottes zu besuchen nicht nur einmal dort gewesen sei. Die Erfrischung bestand in einem kleinen Stücklin Brod, Sellerisalat, einem halben Sträubliküchlin und einer halben Maß Wein, womit ich und der Diener uns gelitten. Die Nachtherberge gab er mir in einem absonderlichen Zimmerlin ob der Küche, von welcher es sehr warm geworden, was mir etwas unlustig war. Andererseits war es mir sehr lieb, daß ich da so ruhig und allein ausruhen konnte; nebenbei war das Bett nicht schlecht, und ich hatte da, um die Wahrheit zu bekennen, zum besten geruht. Mein Diener mußte sich mit etlichen von der Kompanie im Stroh gedulden.

Ich habe noch diesen Abend durch genannten Wirt An=

ordnung machen lassen, daß ich morgens um 4 Uhr Messe halten könnte, wie dann auch geschehen.

Dienstag, den 21. März. Morgens um 4 Uhr ging ich der Kirche zu, wohin mich der Glöckler oder Mesmer selber abholte, und ich zelebrierte. Es waren die Paramente auch sehr schlecht, wie nicht weniger ein armes schlechtes Kirchlin. Unterdessen nahmen meine Kameraden sämtlich ein Frühstück, darnach sitzten wir wiederum in die Kutsche und fuhren fort bei sehr kalter Luft. Es ist nicht auszusprechen, wie wir dabei alle Frost und Kälte gelitten. Über Neubreisach kamen wir um 11 Uhr nach Markolsheim, einem kleinen, vom Krieg übel verderbten Städtlin. Wir kehrten im Wirtshaus zum Rindfuß ein, wo wir teils mit Fisch, teils mit Fleisch wohl bewirtet wurden. Um 1 Uhr fuhren wir bei nicht besserem Wetter als vormittags von dannen. Sonderlich übel war der Weg, der vom bisherigen Regen und Schnee sehr lind geworden. Wir kamen endlich zu einem gar kleinen, wenig östlich von Erstein gelegenen Dörflin, Krafft geheißen von dem nächst dabei vorüberfließenden Wasser, welches die Krafft genamset wird. Dieses wird mitunter so groß, daß es die nächst gelegenen Felder ganz überschwemmt. Es trägt ordinäri auch ziemliche Schiffe, obwohl es nicht mehr als einen guten Pistolenschuß breit ist, und birgt trefflich schöne Hechte, Forellen, Karpfen, die wir zu verkosten Gelegenheit gehabt haben. Mein Diener und ich hielten Fasttag mit einem armen, schlechten, unschmackhaften, ungesalzenen und ungeschmalzenen Süpplin, wenigem und sehr rauhem Brode, einem über die Maßen stark geschwefelten Wein. Hiezu machte uns unser Mitkamerad, Herr Bernard Karl, durch ein wenig Pirmasener Käs, den er von Basel mit sich geführt, einen bessern Appetit. Damit mußten wir uns sättigen. Andere ließen sich gesottenes und gebratenes Fleisch und Fisch aufstellen. Die Ruhe haben wir teils zwei und zwei bei einander gehabt, ein Teil mußte sich im Stroh leiden. Es war eine Nacht voller Unruhe, besonders von starkem Schnarchen des einen oder andern, zwischen hinein ergingen mithin nächtliche Rufe, welche mich nicht viel schlafen ließen.

In Strassburg.

Mittwoch, den 22. März, haben wir uns ziemliche Weile gelassen aus den Bettern herfürzukommen. Ich war der erste um halb 5 Uhr, andere aber kamen gar gemach herfür. Ich habe meine Mette gebetet und anderes, die Kameraden dagegen frühstückten. Wir beide hatten nicht mehr als 12 Kreuzer (à 3,5 Centimes) verzehrt, die andern aber jeder 30 Kreuzer. Eben da wir hinwegreisen wollten, rühmte sich der Wirt gegen einen von unserer Kompanie, weil wir uns gestern mit dem, was er aufgestellt, nicht vergnügten und mithin darüber gespitzelt, habe er mit seinem guten Neckarwein auch hintanhalten können; wir hätten deshalb mit dem geringern auch vorlieb nehmen müssen. So ließ er uns abreisen. Dies hat ihm den Willen bei meiner Kompanie nicht verbessert; alle sind wider ihn mächtig erzürnt worden und vermeinten, hierin nicht wenig verletzt worden zu sein, und sie beschlossen, bei ihrer Rückkunft sich zu revanchieren (zu rächen).

Als wir um 6 Uhr nun wieder abgereist, sind wir bei Plobsheim durchpassiert und um 9 Uhr in der edlen Stadt Straßburg glücklich angekommen. Wir kehrten sämtlich bei dem Ochsen zu, außer der Herr Lehrser und der Kutschner, welche zu den Ihrigen gingen. Kaum hatten wir unser Gepäck versorgt, so ließ ich mir den Weg zum Dome und zu den Vätern Kapuzinern weisen, wo ich mehrere Bekannte angetroffen, besonders den dortigen Superior, den hochw. P. Desiderius Reymann von Einsiedeln. Diese Väter hatten dermalen noch kein Kloster, sie mußten sich bei dem Kleinen St. Peter in einem großen Hause gedulden, welches ihnen der König von Frankreich, Ludwig XIV. (1643—1715), um 60 Louisthaler jährlichen Zins einräumen ließ; doch hatten sie zu ihren Ordensübungen gute Gelegenheit, ausgenommen allein, daß ihr Kirchlin etwas zu weit vom Hause stand, so daß sie zu demselben nicht anders als unter offenem Himmel durch ihren Garten kommen konnten. Daneben mußten sie jedermann, welcher in ihre Kirche kommen wollte, durch ihre Pforte, Kloster und Garten passieren lassen. Das Übelste, was sie belästigte, war, daß sie kein gutes Wasser

haben konnten. Es steht zwar unweit vom Eingang ein großer, tiefer Ziehbrunnen. Weil aber nächst dabei ein Arm vom Rhein durchgeht, in welchem allerhand Unsauberkeiten zusammenkommen, so ist kein Zweifel, daß dieser Soodbrunnen von ihm ziemlich bekommt, und daß es deshalb billig unlustig zu trinken ist.

So legte ich in diesem Kloster beim Pater Superior die von Einsiedeln hergebrachten Grüße ab. Er hingegen zeigte eine sondere Freude, daß er aus seinem Vaterland einen Bekannten zu sehen bekommen; dies bereite ihm, wie er sagte, in seinem Podagra (Fußschmerzen) eine Milderung. Darnach verbrachten wir noch eine gute Zeit in freundlichem Gespräch von unserm lieben Einsiedeln, unserm gnädigen Fürsten und Herrn Abt Augustin Reding und dessen Reise nach Rom und den lieben Reymannschen Anverwandten des P. Superiors Desiderius Reymann n Einsiedeln. Dann bat ich, mich noch etwas sammeln zu können, damit ich das Gewissen mit der hl. Beicht reinige, und er hat mir hiezu ganz willig selber Audienz gegeben. Darauf bat ich inständigst, zwei seiner Konventualen mit mir in das Dommünster zu schicken, damit ich auf ihre Empfehlung hin dort zelebrieren könnte. Auch dies sagte er mir nicht ab und gab mir alsbald den hochw. P. Landolin und noch einen Pater, mit denen ich nach genommenem Valete (Abschied) durch die Stadt hinauf in den Dom ging. Schon bei seinem ersten Anblick konnte ich mich über die Kostbarkeit, Zierlichkeit und das Alter des edlen Gebäudes nicht genugsam verwundern; ich wäre aber auch nicht imstande, den Dom zu beschreiben und hätte auch nicht die Zeit dazu. Ich verweise also den lieben Leser an die Geschichtsschreiber, welche absonderlich von Straßburg handeln, und bei denen eine weitläufige Beschreibung des ganzen Ortes zu haben ist. Die Patres Kapuziner, die bei mir waren, zeigten mir von außen alles, was sehenswürdig, wie nicht weniger das Innere, besonders das große, alte Orgelwerk, den Ziehbrunnen, die Scheibe, worauf man in der Kirche den Spitz des hohen Turmes sehen kann, das kunstreiche Uhrwerk, welches billig eines der Weltwunder geheißen werden kann, die alten Gräber der Herren Bischöfe, der Domherrn, deren ein Teil in der Kirche, ein Teil in der

unterirdischen Kapelle mit schönen Bildern zu sehen war. Kurz, sie machten mich aufmerksam auf alles, was sich nur zeigen ließ. Wir waren aber dabei viel gehindert von der Predigt, die eben zu der Zeit, als ich mit ihnen herumspazierte, vor einem ziemlichen Publikum in französischer Sprache gehalten wurde. Und dies war mir auch deshalb verdrießlich, daß ich nicht so bald Messe lesen konnte, weil es niemand vergönnt wird, während der Predigt zu zelebrieren, obgleich das Münster so groß ist, daß man ungehindert von seiten des Predigers sowohl dies als andere Sachen wohl tun könnte. So ist es geschehen, daß ich meine hl. Messe bis über 11 Uhr hinausschieben mußte, während die Väter Kapuziner nach ihrem Kloster zurückkehrten, ohne Zweifel, weil der nagende Magenwurm bei so langem Fasten sie dazu getrieben.

Ich spazierte hierauf in die Sakristei und betrachtete dort die alten Paramente, welche ehemals wegen ihres Goldes und Perlen köstlich gewesen sein müssen. Jetzt aber waren sie dessen ziemlich beraubt, weil ohne Zweifel bei Abänderung der Religion solche Zierden abgetrennt und zu andern Sachen verwendet worden sind, was ziemlich klar schien. Nach einer ziemlichen Zeit nahm die Predigt ihr Ende und wurde mir gestattet, Messe zu lesen, was ich auf dem Altare des hl. Laurenz auf der rechten Seite außer dem Chor vollzog. Es ministrierte mir dazu ein kleiner Knabe, den die Väter Kapuziner mehrerenteils in ihrem Kloster hatten und mir hiezu anwiesen. Ich hatte dabei schmutzige Paramente, so weit sie von Leinen waren, das übrige war alles ziemlich sauber. Nach vollendeter Messe bin ich wiederum in das Wirtshaus zurückgekehrt, habe meine Horas vor der Tafelstuben gebetet und die Kompanie erwartet, mit ihr zu speisen. Unterdessen sind, ich weiß nicht was für junge Grafen und Freiherrn daher kommen, welche unversehens den Tisch vor unsern Augen überfielen, zugesessen und mich mit meinem Diener zusehen ließen. Hiedurch bekam ich Ursache, ein anderes Zimmer zu begehren, worin ich und mein Diener speisen könnten, weil sowohl die Gesellschaft mit diesen unbekannten, jungen Herrn, als auch besonders der Fleischgeschmack in dieser hl. Zeit

mir verdrießlich war. Ich konnte schwerlich ein Zimmer erhalten, und der Wirtsknecht hat mir über mein Begehren ziemlich trutzig geantwortet. Indem wir aber mit einander Worte wechselten, kommt Herr Bernard Karl mit seinem Sohne daher und mit ihm Herr Kaufmann Dreher von Straßburg, die ebenso wie ich einen absonderlichen Tisch begehrten, weil sie wohl sahen, daß bei der andern Kompanie kein Platz mehr war. Bei so gestellter Sache konnte der Hausknecht nicht anders und mußte uns ein anderes Zimmer und Ort zeigen, wo er uns den Tisch rüstete, und, nachdem wir ein wenig Zeit gewartet, mit Fischen wohl bewirtete. Herr Dreher hatte uns dazu einen edlen, weißen Wein verehrt, dergleichen ich auf dieser Reise noch niemals versucht. Er ist gegen mich und die andern sehr freundlich gewesen und lud mich auf meine Zurückkunft zu sich ein. Ich war mit ihm vor etlichen Jahren in Zurzach im Aargau bekannt geworden. Dieser Herr erzählte uns unter anderm auch von seiner Handelschaft, die mehrernteils in Trink- oder Rauchtabak besteht. Er lasse jährlich etliche 100 Zentner solchen Tabak selber verarbeiten, der ihm von der Hand so wohl weg gehe als das liebe Brod. Es seien dergleichen noch etliche in Straßburg, die zusammen jährlich etliche hundert Zenter dergleichen Ware verkaufen. Es ist wohl verwunderlich, daß eine so stinkende Materie so hoch angeschlagen wird.

Als wir schier zu Ende waren, kamen beide Patres Kapuziner, die vormittags bei uns gewesen, auch dahin und waren gar freundlich mit uns. Ich und Herr Karl sprachen ihnen mit des Herrn Drehers Ehrenwein nach Möglichkeit zu. Auch kamen 2 Herrn von der bekannten Kompanie der Herr Gilardoni, Brentani, Vacano, italienische Kaufleute, die alle mit uns tranken. Dadurch stieg unsere Rechnung etwas, aber nicht viel. Endlich wurden wir ermahnt, daß die Kutsche fertig stehe, und daß unsere Mitgefährten schon aufgesessen. Wir säumten uns daher auch nicht lange und machten das Valete. Ich empfahl mich beiden Vätern Kapuzinern und durch sie ihrem P. Superior und ihren andern Patres. Ich verehrte ihnen etliche Dutzend Me-

daillen aus Messing, die ich mit mir gebracht. So ging ich der Kutsche zu und saß auf.

Durch Baden längs dem rechten Rheinufer.

Wir reisten also von Straßburg um halb 3 Uhr weg. Wir kamen kaum aus der Stadt, so mußten wir nächstens bei der neuen, von Frankreich erbauten Festung und anderem Schanzwerke vorbei, über etliche Arme des Rheins, den der König hin und her abgraben und hiemit den größten Teil des Feldes ins Wasser hatte setzen lassen. Hievon soll mehreres bei der Rückreise gemeldet werden. Bei der langen Rheinbrücke sind wir, weil wir, jedoch ohne Grund, Gefahr wähnten, ausgestiegen und zu Fuß hinübergegangen, um nun die Reise auf dem rechten Rheinufer fortzusetzen. Wir mußten dort zahlen und Weggeld erlegen. Wir sitzten hernach wieder auf und fuhren nächst der Schanze von Kehl, die wir etwas zur linken Seite liegen ließen, hinüber und kamen nach Bodersweier, Bischofsheim, Scherzheim und endlich nach Lichtenau, einem lutheranischen Orte, allwo wir übernachteten. Die Bewirtung war ziemlichermaßen gut, viel besser aber die Nachtherberge, besonders für mich; denn ich wurde in einem absonderlichen Zimmer bestens aufgehoben.

Donnerstag, den 23. März, nahmen meine Kameraden eine gute Morgensuppe; ich aber verblieb nüchtern und zeichnete auf, was mir etwa aufzuzeichnen vorfiel. Um 6 Uhr reisten wir wieder von dannen bei sehr kaltem Wetter; es war von dem in der Nacht abgefallenen Schnee alles weiß. Wir kamen nach Stollhofen, um 10 Uhr endlich nach Rastatt, einem katholischen, aber schlecht gebauten Städtlin, ungefähr so groß oder etwas größer als Sempach im Kt. Luzern. Wir kehrten bei Bürgermeister Mok ein, der ein feiner, stiller, sittlicher Mann war und von gar guten Mitteln. Gleichwohl war sein Haus nicht sonderbar schön. Diesen Bürgermeister habe ich vor 2 Jahren allhier in unserm Gotteshaus Einsiedeln gesehen und mit ihm geredet. Von daher kann ich mich an ihn noch gar wohl erinnern. Nachdem ich mich von der gar harten Kälte erwärmt, bin ich in die

dortige Kirche gegangen. Ich fand dieselbe wie andere bis dato gesehene und zelebrierte in ziemlich schmutzigen Paramenten. Der Kelch war zwar neu, aber gleichwohl von schlechter Arbeit. Doch habe ich vorher auf meiner Reise keinen sauberern angetroffen. Nach vollendeter Messe kehrte ich wiederum nach dem Logis zurück, das ich schier verloren hätte, wenn nicht der Bürgermeister selbst von oben herab mir zugerufen hätte, als ich aus Unkenntnis vorbei gehen wollte. Wir aßen hernach sämtlich zu Mittag, teils Fisch, teils Fleisch, herrlich aufgestellt und eine gar leidliche Zeche.

Um halb 1 Uhr sind wir von da wieder abgereist bei gar kaltem, elendem Wind- und Schneewetter. Wir kamen zuerst nach Mühlberg, einem Baden-Durlachischen Schloß zwischen Karlsruhe und dem Rhein. Es soll im Innern schöner sein als äußerlich. Es soll vorhin, der Leser entschuldige, eine Dirne darin lange versperrt gewesen sein, die der Fürst übel mißgebraucht hatte. Wir säumten uns da nicht lange, sondern passierten weiter und kamen um 7 Uhr nach Linkenheim, einem Dorf mit lutheranischer Religion. Doch hatten wir einen Wirt beim Tannenbaum, der ziemlich freundlich gewesen, als wir bei ihm zukehrten. Wir haben bei ihm anders nichts als alles Guts mit leidlicher Zeche empfangen.

Auf der Reise haben wir einen sonderlich zierlichen Wegweiser angetroffen, nämlich einen hohen Stecken, auf welchen eine Hagstütze oder Gabel gesteckt war. Dies war der Zeiger oder Wegweiser nach Philippsburg. Wir lachten darob alle sämtlich und verwunderten uns ob dem kunstreichen Meister, welcher dies mit so fleißiger Arbeit aufgepflanzt.

Noch viel lächerlicher kam es mir vor, da ich eine, wie es schien, edle Weibsperson in einem Karren, bespannt mit 2 Pferden nebeneinander, daher fahren sah. Der Karren war aus Weidenruten geflochten, schwarz angestrichen und zum Sitzen Stroh unterlegt. Dies kam mir nicht anders vor, als sehe ich, der Leser entschuldige, eine Hexe oder eine Unholdin auf den Richtplatz führen. Es sagten mir aber meine Mitkameraden, daß solche Karren in diesem Lande gar gebräuchlich seien und von

vornehmen Personen gebraucht werden. Ich wußte nichts anderes zu tun als darüber zu lachen.

Hierüber folgte die Nachtruhe, aber eine ganz unruhige; denn mein Schlafgeselle, Herr Bernard Karl, redete alle Stunden 2—3 mal. Das hat mich allemal aufgeweckt und ungeschlafen gemacht. Nebstdem war er im Bette nicht stille, sondern er wandte sich immerdar und kam alle halben Stunden näher zu mir. Ich wollte mich von ihm hinwegmachen, wich immerdar weit fort an den Rand, hatte aber endlich so wenig Platz, daß ich mich auf dem Bettbrett gedulden mußte. Dies hat mir allen Schlaf genommen und mich fast verfrört; denn es war eine gar kalte Nacht. Andere schnarchten auch sehr stark, was mir, weil ich dessen nicht gewohnt war, wie wohl zu gedenken, den Schlaf nicht gefördert hat.

Freitag, den 24. März, nahmen alle meine Kameraden ein Frühstück, ich aber blieb nüchtern und betete unterdessen meine Horä. Um 5 Uhr fuhren wir von Linkenheim ab und kamen erstlich nach Graben, einem zu Baden-Durlach gehörigen Dorfe, welches die Franzosen verbrannt hatten. Zweitens sahen wir bei der Weiterfahrt links Philippsburg, welchen Ort vorhin die Franzosen den Kaiserlichen abgenommen, die Kaiserlichen aber hernach wiederum erobert haben. Auf der einen Seite desselben war lauter Morast, auf der andern ein starkes Schanzwerk, welches die Franzosen gemacht hatten. Dies konnte man ziemlich wohl sehen. Wo wir durchreisten, sahen wir verschiedene aufgeworfene Gruben, worin sich die Kaiserlichen während der jüngsten Belagerung vor dem Geschütze schützten; auch sah man bisweilen steinerne Kreuze, welche anzeigten, daß an den genannten Orten jemand begraben liege, der bei obiger Belagerung das Leben eingebüßt. Mitunter sahen wir deren 3, 4 oder 5 bei einander stehen.

Unweit von da haben wir einen Fuhrmann von Basel angetroffen, der unsere Fässer Bücher geladen hatte und nach Frankfurt führte. Ich sprach ihm zu, fleißig Sorge zu haben, was er auch versprach. Endlich kamen wir, wenig rechts von Philippsburg, in Waghäusel an, wo neben einem Kapuzinerkloster

ein einziges Wirtshaus stand, worin gar feine, freundliche Leute waren, die uns in aller Förmlichkeit bewillkommten. Ich ging darauf ungesäumt ins Refektorium des Kapuzinerklosters, spazierte alldort und erwärmte mich; denn ich war in der vergangenen Reise mit allen Kameraden fast erfroren, und es waren mir Hände und Füße fast erstarrt. Unterdessen schickte ich jemand zum P. Guardian, den ich zu mir begehrte. Ich wies ihm mein Beglaubigungsschreiben (Obedientiales) vor und bat um Gelegenheit, Messe zu lesen, was er mir auch ganz gern und willig verstattete und mir dazu einen Pater gab, der mir am Altare dienen mußte. Nach vollendeter Messe lud mich P. Guardian, in der Meinung, ich sei ein Bettler, zum Mittagssüpplin ein. Ich aber bedankte mich dieser Ehre und sagte, ich bedürfe dessen dermal nicht, gleichwohl wolle ich es für empfangen halten und für eine solche Einladung einen Dank tun. Mit diesen Worten nahm ich meinen Säckel aus dem Pumper, worin ich die Einsiedler Medaillen hatte, und schüttete ihm deren etliche Dutzend auf den Tisch. Er nahm sie mit sonderem Dank und großer Freude an.

Dann nahm ich von ihm Urlaub und kehrte zu meinen Kameraden ins Wirtshaus zurück. Während wir dort zu Tisch saßen, sind unsere Faß Bücher durchgeführt worden. Diese hätten sonst Zoll geben sollen. Weil aber der Wirt Einsiedeln wohl kannte, indem er sagte, daß er und seine Frau Liebste mehrmals selbigen hl. Ort besucht hätten, wollte er von unsern Waren keinen Zoll nehmen, der sich sonst an diesem Orte auf 30 Kreuzer belief. Obwohl dieses Entgegenkommen nicht mir, sondern dem Fuhrmann zu nutze kam, so möge sie ihm doch der liebe Gott vergelten! Und sollte ich ihn mit der Zeit hier in Einsiedeln sehen, so will ich dafür dankbar sein. Dagegen mußten wir alle das Geleitgeld bezahlen, 10 Kreuzer für jede Person. Hievon sind zwar alle Geistlichen frei. Auf Anraten meiner Kameraden aber, weil ich in Meßgeschäften nach Frankfurt reiste, löste ich dasselbe auch.

Mit dem Geleite aber verhält es sich so. Das kurfürstliche Mainz, das kurfürstliche Speier und das kurfürstliche Heidelberg

hatten ehedem gar unsichere Straßen in ihren Landen gehabt. Um diesem abzuhelfen, haben sie beständig gewisse Reiter auf die Straßen verordnet, welche dieselben alle Tage sicher machen mußten. Die betreffenden Kurfürsten verpflichteten sich sogar, allen jenen, die in dem Geleite reisten, allen Schaden zu ersetzen, der ihnen auf solcher Reise durch ihre Lande sollte zugefügt werden, doch unter der Bedingung, daß jeder Reisende 6 oder mithin 10 Kreuzer bezahlen sollte, um damit die Geleitsreiter zu unterhalten. Nun stand Waghäusel unter kurfürstlich Speier, und wir mußten ihm nun jetzt unser Geleit lösen. Der Geleitsherr gibt an jedem Ort dem Reisenden einen Zettel auf und, wo er dann hinkommt im Lande der genannten Kurfürsten, hat er allerseits freien, sichern Paß. Kann er aber den Geleitsbrief nicht vorweisen, so muß er mit Gefahr abwarten, wie man mit ihm umgehe. Es soll mitunter der eine oder andere, der das Geleite verabsäumte, solches ziemlich teuer bezahlt haben. Also nahmen wir allhier das Geleit und das Mittagessen und verschafften uns also durch dieses Land sichern und freien Paß. Herr Bernard Karl erinnerte mich dabei, er habe den ehrw. Vätern Kapuzinern jedesmal, so oft er hier durchgereist, ein Almosen geschickt. Hiemit war ich gar wohl zufrieden und zählte ihm 32 Kreuzer heraus, um damit den Kapuzinern einen guten Braten und einen guten Trunk zukommen zu lassen. Dies stellte er alsbald dem Wirte zu, der uns im übrigen gar wohl gehalten hat.

Heidelberg.

Um 12 Uhr sind wir sämtlich wiederum abgefahren bei etwas milderem Wetter, als es am Morgen gewesen ist; wenigstens konnten wir die Kutsche öffnen und sehen, wo wir durchfuhren. Unterdessen sahen wir ein halb verbranntes Dorf, Hockenheim geheißen, wenig östlich von Speier und dabei ein großes, weitläufiges, gleichermaßen elend zerstörtes Schloß. Wir kamen endlich bei ziemlich gutem Wetter in Heidelberg am Neckar an und kehrten dort bei Herrn Lange, zum Hirzen, ein. Er

empfing uns gar freundlich und gab uns Zimmer wie Fürsten, so daß wir also zum besten aufgehoben waren.

Ich verlangte hier insbesondere den Herrn Joh. Heidelberger, der als P. Maurus (1680 oder 81) in beklagenswerter Weise als Apostat aus dem Kloster St. Gallen ausgetreten war, anzutreffen; denn ich wußte, daß er hier wohne. Weil ich aber nicht wußte, wo er sei und wie er zu treffen wäre, hoffte ich ihn etwa in der kurfürstlichen Residenz, die oberhalb der Stadt auf der Höhe steht, anzutreffen, was mir dann auch glücklich gelang. Ich äußerte meinen Wunsch meinen Kameraden, von denen etliche selber das Schloß noch niemals gesehen hatten. Es gelüstete sowohl sie als mich, den Ort zu sehen, und sie sagten mir zu. Herr Melchior Birr anerbot sich sogar, er wolle selber unser Führer sein; denn er sei dort gut bekannt. Wir säumten uns hierüber nicht lange und gingen miteinander durch eine lange Straße vor das Schloß hinauf, konnten aber nicht eingelassen werden, bis wir unsere Pässe hineingeschickt, die man ziemlich lange behielt, so daß wir mehr als eine Viertelstunde warten mußten.

Endlich ließ man uns hinein. Da wollte jeder Soldat von der Wacht ein Geschenk von uns haben, und unser Führer Herr Birr mußte die Hand ziemlich im Säckel haben; doch machte er alles gar leidlich. Es war aber schon ziemlich spät am Tage, und wir besorgten, wir müßten uns länger säumen; deshalb begehrten wir nur das große Faß im Keller zu sehen. Das wurde uns alsbald vergönnt. Der Hofkellner kam selber, um uns hiebei zu bedienen; er führte uns in den Keller und zeigte uns verschiedene, große Weinfässer, von denen ein jedes, wie wir meinten, das größte sei. Endlich aber führte er uns noch tiefer hinein, wo das größte Faß stand. Ich hatte zwar seine Abbildung schon vormals gesehen, konnte es mir aber doch nicht so vorstellen, bis ich es in Wirklichkeit vor die Augen bekam. Da war ich, ich muß es bekennen, erstaunt, als ich seiner ansichtig wurde. Der Hofkellner war sehr freundlich mit uns, zeigte uns, weil es anfing dunkel zu werden, mit einer brennenden Kerze alle Zieraten daran gar ordentlich, unter anderm auch

das Wahrzeichen von 3 Köpfen oder Angesichtern mit nur 4 Augen. Er führte uns also um das Faß herum und dann auf einer hohen Schneckenstiege hinauf über das Faß. Da schenkte er uns, ohne daß wir es begehrten, einen ziemlich guten Wein ein. Wir haben ihn mit Dank angenommen und jeder ein Glas getrunken. Nachdem wir fertig waren, spazierten wir über genannte Stiege wieder hinunter in den Keller. Es war verboten, an das Faß zu klopfen. Daran hatte uns der Hofkellner schon anfänglich erinnert und uns ermahnt, wir sollen uns nicht wundern, ob es mit Wein angefüllt sei.

Unterdessen ging ich allein mit dem Hofkellner und befragte ihn, ob nicht jemand hier sei, der Johannes Heidelberger heiße. Er sei Burgvogt gewesen und aus dem fürstlichen Gotteshaus St. Gallen zur lutheranischen Religion abgefallen. Ja, antwortete er, er ist kurz vorher, ehe wir in den Keller hineingekommen, auf dem Platz gestanden, der Herr Mederlin. Nein, sagte ich, er heißt nicht Mederlin, sondern Johann Heidelberger. Der Hofkellner: es ist schon recht, er heißt Johann, allein wir pflegen ihm diesen Namen zu geben, weil er unter uns weilt. Ist er denn dem Herrn bekannt? Freilich antwortete ich, ist er mir vor vielen Jahren sehr wohl bekannt gewesen. Jetzt aber habe ich ihn seit etlichen nicht mehr gesehen. Es wäre mir wohl lieb, wenn mein hochgeehrter Herr Hofkellner mir eine Gelegenheit, ihn zu sehen und zu begrüßen, verschaffen könnte. Das wird keine Schwierigkeit haben, sprach der Hofkellner, wir wollen ihn schon finden. Mit diesen Worten gingen wir aus dem Keller hinaus auf den Platz. Und siehe, da steht dort des genannten Heidelbergers Knechtlin, dem der Hofkellner alsbald zurief und fragte, wo Here Heidelberger wäre, es sei ein Herr da, der mit ihm reden wolle. Der Knecht antwortete, er sei dort in der Stube bei den Offizieren, welche die Soldaten bezahlen; er wolle den Herrn schon zu ihm führen.

Ich sah dies alles mit sonderer Freude und bat den Jüngling inständig, mir dazu behülflich zu sein. Hiemit ging ich ihm nach, meine Kameraden aber warteten mir unter dem Tore. Als ich nun etwas näher zu dem Orte kam, wo Herr Heidelberger sich

aufhielt, sagte ich zu dem Knaben, seinem Herrn anzuzeigen, es sei ein guter Freund hier, der mit ihm ein Wörtlein zu reden verlange. Ich wartete unterdessen gleich vor dem Zimmer draußen, in welchem Herr Heidelberger sich befand; der Knabe aber meldete mich an und bekam die Antwort, er wolle alsbald kommen. Mit dieser Antwort ging er wieder hinaus. Über ein weniges kommt Herr Heidelberger heraus, den ich gleich erkannte. Ich ging ihm entgegen und grüßte ihn mit aller Freundlichkeit:

„Mein hochgeehrter Herr Burgvogt! Ich konnte bei meiner Durchreise nicht unterlassen, bei Ihnen vorzusprechen, um zu sehen, wie es um Sie bestellt. Es freut mich, Sie in guter Gesundheit anzutreffen. Daneben haben Seine fürstlichen Gnaden von Einsiedeln, mein gnädigster Fürst und Herr, mir anbefohlen, wenn ich zu dem Herrn kommen werde, denselben seines gnädigen Willens und väterlichen Wohlwollens, sowie der freundlichen Dienstbeflissenheit, des Grußes und der brüderlichen Liebe des Stiftsdekans und meiner sämtlichen Herren zu versichern. Es ist ihnen herzlich leid, daß sich der Herr so lange Zeit in diesem Zustand aufhaltet, daß sie keine Gelegenheit haben, Ihnen ihre väterliche und brüderliche Wohlgewogenheit zu erweisen. Sie wünschen von Herzen, daß der hl. Geist dem Herrn sein Herz berühre und bessere Gedanken eingebe. Ich bin dem Herrn wohl bekannt, es wird deswegen nicht nötig sein, mich mit dem Namen anzugeben. Es wird mich nur freuen, wenn mein hochgeehrter Herr mir Gelegenheit geben wird, Ihnen zu dienen."

Während ich dies vorbrachte, stand Herr Heidelberger erstaunt vor mir und zitterte gar stark, sodaß ich mich darob verwunderte, ich weiß aber nicht, ob es vor Schrecken oder aus andern Ursachen geschah. Er antwortete: Ich weiß nicht, wer der Herr ist, ich kenne ihn nicht. Ei, sagte ich, warum wollte und sollte der Herr mich nicht kennen, die wir ehemals soviel miteinander geredet. Nein, antwortete er, ich kenne den Herrn nicht. Es sei nun damit wie es wolle, setzte ich hernach dazu, hier habe ich von unserm Herrn P. Ägid Effinger ein

Schreiben mitgebracht, um dasselbe dem Herrn eigenhändig zu überantworten. Bitte, mein Herr, mir darüber eine Antwort zurückzugeben belieben zu wollen. Ich werde diesen Abend beim Hirzen übernachten. Es wäre mir wohl lieb, mündlich mit dem Herrn ein mehreres zu besprechen, wenn aber dies nicht möglich, wenigstens eine schriftliche Antwort zu erhalten. Ich werde dort entweder Ihre liebe Gegenwart oder wenigstens einen schriftlichen Bescheid erwarten.

Herr Heidelberger sagte hierauf, er wolle sehen, was hierin zu tun sei, und nahm mir das Schreiben ab und bemerkte, er habe dermalen viele und große Geschäfte und nicht Zeit, lange mit mir zu reden, er wünsche guten Abend. Mit diesen Worten kehrte er sich von mir ab und ging wiederum in die Stube hinein. Ich sah, daß es ihm nicht Ernst war, auf meine Eingabe eine entschlossene Antwort zu geben. Deswegen wollte ich ihm nicht besonders nachrufen, um mich in einem fremden und zwar lutheranischen Orte nicht verdächtig zu machen, weil wir ohnehin von allen Fenstern Zuschauer hatten. Hiemit wünschte ich ihm gleichfalls glückseligen Abend und ging von dem Ort, wo ich ihn angetroffen, hinweg zu meiner Kompagnie, die 10 oder 12 Schritt davon unter dem Tore auf mich wartete. Diese verwunderten sich, daß die Unterredung so kurz gewesen. Ich sagte ihnen, ich hätte nichts weiter getan als mich ihm zu erkennen gegeben und ein Brieflein von einem guten Freunde überliefert.

Mit dieser meiner Kompanie ging ich von da in den kurfürstlichen Garten, wo ich das Wasserwerk und eine absonderlich schöne Grotenanlage gesehen, jedoch etwas in der Dämmerung, weil es schon ziemlich finster war. Daneben sah ich noch andere schöne Gartenzieraten, darunter sonderlich das eine oder andere, mit edlen, grünen Laubbäumen umgebene Lusthäusel. Alles das hat uns unser Herr Melchior Birr, der Führer unserer Kompanie, der alles Sehenswerte am besten kannte, ohne irgend welches Hindernis von jemand aus dem Schloß gezeigt. Doch mußten wir allenthalben spendieren; weil aber in unserer Kompanie 6 oder 7 Personen waren, hat es für einen nicht soviel getroffen.

Nachdem wir, soviel die Zeit es erlaubte, das, was wir verlangten, gesehen, und die Nacht je länger je mehr hereinzubrechen anfing, sind wir allgemach wieder auf dem alten Weg hinausspaziert und zu unserm Logis gekommen. Dort verhoffte ich den ganzen Abend, Herr Heidelberger werde zu mir kommen, um seine Gemütsbewegung mir wenigstens in etwas zu entdecken, es ist aber nichts weniger als das geschehen. Im Logis betete ich meine Mette und meine andern gewohnten Gebete. Hernach ging ich, obwohl es ein Fasttag und zwar der Vorabend vor Maria Verkündigung gewesen, mit den andern zu Tisch; ich hoffe zwar den Fasttag dabei nicht gebrochen zu haben; dennoch reute es mich, daß ich hierin vielleicht meinen Kameraden ein böses Exempel gab und sodann auch meine Zeit an einem so hl. Festabend in unnützem Geschwätze verzehrte, und endlich, weil ich, obwohl ich den Tisch nicht genoß, die Bewirtung dennoch so teuer als andere bezahlen mußte. Ich wartete unterdessen beständig auf den Herrn Heidelberger und dachte nach, wie ich ferners mit ihm zum Worte kommen könnte. Ich hatte Hoffnung, er werde noch diesen Abend mich im Logis besuchen. Ich habe aber während dem Tisch nichts dergleichen erreichen können und nachher vergeblich darauf gehofft; denn Herr Heidelberger kam nicht.

Unter den Kameraden war am Tisch auch ein Kaufherr aus Holland von gar großer Statur, ansehnlich und verständig. Dieser erzählte von seinem Handel. Er handle nämlich mit Holz, kaufe solches teils in der Schweiz, teils hier zu Lande ein und führe es nach Holland. Er habe dieses Jahr schon etliche tausend Thaler für Holz ausgegeben, ja manches Jahr in die 100,000 Thaler. Er kaufe sogar ganze und zwar die schönsten Schiff-Mastbäume in der Schweiz, sonderlich im Bernergebiet, wo er die längsten Föhren oder Lerchen, die besonders zu Mastbäumen sich eignen, finden könne und gefunden habe. Diese bringe er mit großen Unköften aufs Wasser und führe sie so auf dem Wasser bis nach Holland, allwo ein solcher Mastbaum gern 100 Dukaten gelte. Es gingen aber gar große Unkosten darüber, besonders Zölle, die an allen Orten gar groß seien

und das Holz um ein Merkliches von Jahr zu Jahr und von Ort zu Ort verteuern. Desgleichen führe er Bauholz, Baumstämme (Tremmel) und anderes dahin, und dies sei sein Handel und Gewerbe. Ich habe mich darob sehr verwundert und hätte dem keinen Glauben beigemessen, wenn ich nicht nachher dies alles auf der Reise also bestätigt gefunden, indem ich im Rhein und am Mainfluß mitunter große und lange Flöße angetroffen habe, die alle nach Holland geführt werden sollten. Wir verweilten bei diesem Gespräch bis gegen 9 Uhr, wo wir endlich vom Tische aufstunden und zur Ruhe gingen. Und wir sind alle bestens aufgehoben gewesen.

Durch Hessen nach Frankfurt am Main.

Samstag, den 25. März, stand ich morgens um 5 Uhr von der Ruhe auf und betete meine Schuldigkeit, andere aber nahmen ein Frühstück. Ich hatte noch beständig Hoffnung, der Herr Heidelberger werde noch zu mir kommen; ich wartete aber vergebens. Ich hätte mir gern die Mühe genommen, wiederum in das Schloß hinaufzuspazieren. Ich besorgte aber, daß mir dies nicht zum besten ausfallen werde, wie mir denn auch ein guter Freund wohlmeinend berichtete, es könnte mir sonst ein unangenehmer Auftritt zuteil werden. Ich blieb also im Logis, suchte aber Gelegenheit, mit dem Wirte, der mir ein feiner, artiger Mann zu sein schien, abzureden, daß ich von Frankfurt aus, per Einschluß an ihn den Herrn Wirt, ein Schreiben an Herrn Feidelberger adressieren werde. Ich bat ihn inständig, ihm dasselbe dann eigenhändig zu überantworten und um einen Buchstaben anzuhalten, den ich mit mir wieder nach Hause nehmen könnte. Ich würde am 16. April zu Ladenburg am Neckar zwischen Heidelberg und Mannheim durchreisen. Dort wolle ich hierüber eine schriftliche Antwort abwarten. Der Herr Wirt versprach mir hernach, allem dem ordentlich nachzukommen, was ich von ihm begehrt. Er sei mit Herrn Heidelberger gar wohl bekannt und vertraut; ich solle mich nur auf ihn verlassen.

Darauf reiste ich um halb 7 Uhr nach genommenen Abschied wiederum von Heidelbeeg hinweg in gar kaltem Wetter.

Wir fuhren über Handschuchsheim, Hemsbach, Weinheim, Laudenbach, Heppenheim, vorbei am Schloß Starkenburg, das in wenig östlicher Entfernung davon auf einer Höhe erbaut ist, und kamen um 2 Uhr nachmittags endlich zu Bensheim an, nachdem wir einen sehr tiefen, verdrießlichen, unlustigen und kalten Weg überstanden. Heute war das Fest Mariä Verkündigung; ich konnte nicht zelebrieren, was mir ein großes Leid gewesen. Wenn ich in Heppenheim oder Laudenbach hätte zurückbleiben wollen, wäre mir die Gelegenheit dazu nicht entronnen; allein die Straße war dermaßen schmutzig, daß ich mir nicht zutraute, zu Fuß hindurchzukommen; nebstdem wußte ich keine Straße. Dieser Ort war nun in Baden-Durlach. Wir säumten uns allhier 2 Stunden bei ziemlich leidlicher Rechnung bis gegen 4 Uhr, wo wir den Weg weitersetzten. Erstlich sahen wir Auerbach und kamen von da nach Zwingenberg, wo wir einen gesehen, der über das Rad geflochten in der Luft hangete, endlich nach Eberstadt, einem lutherischen Dorf in Baden-Durlach. Hier kamen wir an abends 8 Uhr und zwar bei ziemlich gutem Wetter. Die Pferde aber waren dermaßen müde, daß wir schier nicht getrauten weiters fortzukommen. In diesem lutherischen Dorf haben alle, die von unserer Kompanie katholisch waren, mitgefastet und sich mit einem Süpplin, Wein und Brod vergnügt. Es verzehrte jeder 8 Kreuzer. Ohne uns noch lange zu säumen, sind wir dann zur Ruhe gegangen, wobei wir auf rohem Stroh, das man uns in unserm Kabinet, in welchem wir die Abenderfrischung genommen, zugerüstet, vorlieb nehmen mußten. Dieser Ort hatte sehr schmutzige und unsaubere Leute, daß sogar das Stroh unsauber gewesen. Und wenn sich nicht das Wetter so kalt gezeigt hätte, wollte ich lieber unter offenem Himmel als an einem solchen Orte übernachtet haben.

Sonntag, den 26. März, stand ich früh auf und betete meine Horas, andere aber wollten nicht nüchtern aus dem Hause gehen. Wir sind dann um 6 Uhr verreist und kamen nach Darmstadt, ein durlachisches Städtlin, wo wir stillhalten mußten, um das Weggeld zu erlegen. Bei dieser Gelegenheit haben wir der lieblichen Schlaguhr zugehorcht, welche in der

fürstlichen Residenz zu oberst in einem Turm hängt. Sie besteht aus vielen, gar lieblich zusammengestimmten, kleinen und großen Glöcklinnen und spielt alle Viertelstunden so viele liebliche Gesätzlin auf, als es geschlagen. Diese Musika beliebte mir über die Maßen wohl, und ich wünschte, daß wir zu Einsiedeln auch etwas dergleichen hätten. Wir haben uns deshalb fast eine halbe Stunde vor der Stadt gesäumt, damit wir solche Musika wohl hören möchten, und nachher, als wir wieder fortgefahren, haben wir noch von ferne zugelost.

Nachdem wir etwas von Darmstadt hinwegkamen und bei dem Hochgerichtsplatz hindurchfuhren, sahen wir einen am Galgen hangen, welcher dortherum dem Wilde nachgejagt und dem Jäger, der ihn anpackte, nach dem Leben stellte. Dann kamen wir bei Arheilgn vorbei und um 11 Uhr endlich nach Langen, wo wir beim Schwanen zukehrten. Da war das erste, daß wir den Kutscher auszahlten, weil da die letzte Ausspanne war bis Frankfurt. Für meine Person mußte ich 6, wegen des Dieners 3 Reichsthaler zahlen, weil er beständig außerhalb der Kutsche gesessen. Dem Kutscherknecht zahlten alle insgesamt einen Dukaten, für mich und meinen Diener traf es 27 Kreuzer. An Extraspesen, z. B. Almosen, Zoll, das Geleitsgeld für uns, Trinkgeldern in den Wirtshäusern, traf es für mich und den Diener 2 Florin (fl., Gulden). Dies alles gaben wir jetzt wiederum unserm Zahlmeister Herr Birr. Dann gingen wir zum Tisch; wir Katholische speisten allein an einem Tisch mit Fisch, die Unkatholischen aber mit Fleisch.

Der Wirt allhier war ein gar witziger Mann. Er erzählte uns unter anderm, es sei einmal ein Hebräer oder Jud bei ihm zugekehrt, mit dem er gar freundlich gewesen — Nota bene, die Freundlichkeit bei den Juden und gegen die Juden leidet Dieb und Schelm. Er habe mit diesem Juden viel Diskurs gehabt und ihn unter anderm auch geneckt, wie sie doch ein so armes, verachtetes, vertriebenes, zerstreutes Volk seien, von jedermann verwunschen, verachtet und verspottet. Ja, habe der Jud geantwortet, wir sind wohl arme Leute und dürfen gar nichts dawiderreden, wie man uns auch traktiert. Warum habt ihr,

sagte der Wirt, Christus unsern Herrn so übel traktiert, verspeit, verlacht, verstoßen und ans schmähliche Kreuz geheftet, darum sollt ihr jetzt dies billig auch leiden. Wir haben, redete der Jud, ob Gott will, schon lange genug dafur gebüßt und nunmehr so viele Jahre so viel Elend erlitten, daß es genug wäre. Man mag uns jedoch zu leid tun, was man will, wir wollen alles gern gedulden und übertragen, wenn man uns nur nicht Hans Peter heißt. Ei, du Dieb, du Schelm, darfst du sagen, daß Hans Peter dir so wehe tue, antwortete der Wirt. Ich heiße selber Hans Peter und ich verhoffe einen Namen zu haben, der ehrenwert ist. Wie darfst du denn sagen oder warum sagst du, daß du es für eine so große Unehre habest, wenn man dich Hans Peter heißt? Der arme Jud erschrack bei dieser Rede, weil er merkte, seine Worte seien etwas unbesonnen gewesen. Er entschuldigte sich und sagte, er solle es ihm nicht für ungut halten; es sei einmal gewiß, daß dieser Name bei ihnen mehr verhaßt sei als Schelm, Dieb und alle Schandtaten, weil sie den Peter für den verächtlichsten Mann hielten, der auf der Welt gelebt. Der Wirt wollte die Ursache mit allem Ernste wissen, er konnte aber vom Juden nichts Ferneres erpressen und mußte sich mit dieser Antwort begnügen lassen. Wir alle, welche diese Geschichte hörten, lachten sehr darüber und gedachten, daß sie uns bei unserem Geschäfte in Frankfurt sehr dienlich sein werde.

Dann nahmen wir von einander freundlichen Abschied, sitzten wieder in die Kutsche und fuhren um 1 Uhr ab. Auf der Straße sahen wir zwei hohe, gehauene Steine auf offenem Felde; ich fragte nach deren Bedeutung. Meine Kameraden gaben mir zur Antwort, es sei vor 20 Jahren ein Hirsch gejagt worden, der an diesem Orte von einem Stein zum andern über einen Heuwagen einen Sprung getan; sie stünden nicht weniger als 30 Schritt von einander. Zum Gedächtnis daran und als Wahrzeichen hiefür seien diese 2 Säulen aufgerichtet worden. Nach 1½ Stunden kamen wir zur Wacht vor Frankfurt, welche neben einem großen Turm stand. Sie befragte uns über unsere Reise, forderte aber unsere Pässe nicht ab, sondern ließ uns passieren. Um 4 Uhr kamen wir vor Frankfurt an, wo wir

indes unsere Pässe vorweisen mußten. Wer keine hatte, mußte mit einem Handgelübde versichern, daß er von gesunden Orten herkomme. In der Stadt Frankfurt führte uns der Fuhrmann zusammen an den gelegensten Platz, von wo wir am leichtesten zu unserer Herberge gelangen konnte.

P. Josephs Herberge im Karmeliterkloster zu Frankfurt.

Ich stieg mit meinem Diener zuerst aus und ging nach dem Karmeliterkloster, das ich lange nicht fand, bis ich mich endlich durch einen Knaben dahin führen ließ. Von den andern suchte ebenfalls ein jeder sein Logis. Als ich in das Karmeliterkloster kam, traf mich zuerst der hochw. P. Prokurator an. Er nahm meinem Diener alsbald sein Felleisen ab, begrüßte mich gar freundlich und nahm das, was wir mit uns gebracht, in Verwahrung und übergab mir den Schlüssel zum Zimmer. Ich begehrte unverzüglich, er wolle mich bei H. P. Prior anmelden, mit dem ich ein mehreres zu reden und anzubringen hätte. P. Prior war aber eben auf der Kanzel und predigte. Darnach folgte ein langer Gottesdienst vor dem Allerheiligsten mit Prozession. Ich wohnte allem bei und befahl dabei meine Geschäfte dem lieben Gott an. Nach vollendeter Feier spazierte ich im Kreuzgang und erwartete eine Gelegenheit, bei welcher ich mit P. Prior reden könnte. Unterdessen aber betrachtete ich die edlen, kunstreichen Gemälde, welche in diesem Gange auf die Mauer gemalt waren und zwar aus dem Leben Christi, aus der Apostelgeschichte und das jüngste Gericht. Dies alles war mit solcher Kunst gemalt, daß ich mich darob nicht genug verwundern und es nicht genug besichtigen konnte. Ich muß bekennen, es hat mich dies Gemälde sehr herzlich erfreut.

Indem ich also in Besichtigung dieser Malerei mich aufhielt, kam P. Prior daher, begrüßte mich gar freundlich und fragte, welches mein Begehren sei. Ich übergab ihm mein Beglaubigungsschreiben, bat demütig, mir und meinem Diener ein Logis zu geben samt dem Tisch. Wie schlecht und gering er auch sein möge, ich begehre nichts Absonderliches, und es

werde mir genug sein, wenn wir den Tisch so hätten, wie die hochw. Karmeliterpatres im Konvent. Es sei für einen Geistlichen, der seinem Stande auch genugtun wolle, besonders in so hl. Zeit gar zu verdrießlich, in einem Wirtshause zu sein; und P. Prior nahm mein Beglaubigungsschreiben, las dasselbe vor meinen Augen und redete sodann mit mir in aller Freundlichkeit. Er führte mich nach ziemlich langem Gespräche in ein kleines Gastzimmerlin nächst bei der Pforte. Ich solle mich da ein wenig gedulden, er wolle sehen, wie er mich einlogiere und mir Gelegenheit verschaffe, mein Ziel zu erreichen. Ich wartete da eine ziemliche Zeit, so daß ich während dessen meine Mette beten konnte. Nicht lange darnach kommt ein Bruder, rüstete den Tisch zu, stellte uns etwas schlechte und geringe Fastenspeisen auf mit einem geringen Trunk, der uns dennoch nicht übel beliebte, weil wir ziemlich gedürstet. Da wir schier zu Ende waren, kommt P. Prior wiederum, um zu sehen, wie ich eingerichtet wäre. Ich sagte ihm für diese Bewirtung höchsten Dank, deutete ihm aber gleich wiederum an, weil ich eine ziemliche Zeit hier verbleiben werde, so möge er mir den Tisch taxieren, damit ich mich darnach richten und mein Geld ordnen könnte. P. Prior antwortete, für's erste habe es hierin keine Not, für's zweite seien wir beiderseits Geistliche; es stehe uns nicht wohl an, daß wir einander die Zeche machen sollen; würde ich etwas dafür geben, so wollen sie es mit Dank annehmen, wenn aber nicht, so wolle er es nicht beachten, sondern es lediglich meinem Ermessen überlassen. Ich hielt wiederum ernstlich an, mir eine Taxe zu bestimmen, P. Prior aber wollte fort und fort von seiner Meinung nicht abgehen. Endlich wünschten wir einander gute Nacht, und er ging zur Ruhe, ich aber ward mit samt meinem Diener in ein absonderliches Zimmer geführt, wo ich nicht übel, sondern aufs beste eingerichtet war und hernach die erste Nacht allerbest ruhte. Dieser Tag wäre für mich aufs allerbeste abgelaufen, wenn ihn nicht das Eine Unglückselige gemacht hätte, daß ich nicht zelebrieren konnte. Dies betrübte mich zumal noch darum sehr, weil heute der hl. Palmsonntag war. Es war aber dermalen nicht anders möglich.

P. Josephs Bücherkammer während der Frankfurter Messe.

Montag, den 27. März, stund ich mit meinem Diener, der neben mir ein absonderliches Zimmer zur Ruhe hatte, morgens um 5 Uhr auf, ging zur Kirche, beichtete, las Messe und verrichtete meine andern Schuldigkeiten und Andachten. Nachher ging ich hinaus auf den Markt und suchte für unsere Bücher einen Platz in einem Gewölbe oder einer Kammer, fand aber nichts. Ich lief manchmal durch die Gassen, von einem Winkel zum andern, suchte bald bei dem, bald bei diesem eine Unterkunft für die Bücher. Es war aber alles schon angefüllt. In großem Verdruß ging ich deswegen wiederum zum Karmeliterkloster und bat den P. Prior, ob er mir nicht vielleicht einen Platz für unsere Bücher in der Büchergasse anweisen könnte. Er bot mir alsbald ein Gewölbe in ihrem Kloster an; weil es mir aber gar zu weit entfernt war vom Markte, bedankte ich mich dafür. Nach langem fiel ihm der Buchhändler in den Sinn, der gleich hinter dem Karmeliterkloster seine Wohnung und seinen Laden hatte. Er schickte zu demselben und fragte ihn an, ob er nicht einen Platz wüßte. Dieser versprach nachzufragen und alsbald wiederum zu berichten. Hernach ging ich in der Zuversicht, daß dies alles richtig werden würde, in mein Logis und verwendete die Zeit für verschiedene Rechnungen. Ich war aber damit viel bälder fertig, ehe ich von jenem Buchhändler eine Antwort erhalten konnte. So war ich also genötigt, wiederum hinauszugehen und mich nochmals herumzuschlagen. Ich kam also zu dem Buchhändler von Köln, Herrn Wilhelm Frießen Junior, mit dem ich schon vorher sehr viel korrespondiert hatte. Nachdem ich meine Begrüßungskomplimente abgelegt, redete ich mit ihm von der Rechnung, die mir unser dermaliger Buchdruckerei-Direktor, hochw. P. Peter Kälin, übergeben hatte. Ich bekam eine gar freundliche Antwort und Hoffnung auf alles Gute. Doch beklagte sich der gute Herr, er habe im vorigen Jahre wegen unerhörtem Wasserguß, der sein und andere Gewölbe mehr als Mannshöhe ins Wasser gesetzt hätte, einen Schaden von wenigstens 4000 Thalern erlitten. Dabei seien

die meisten Bücher von Einsiedeln zu Grunde gegangen. Weil er nun den Schaden in Einsiedler Büchern erlitten, so bitte er, ihm in unsern Ansprüchen etwas nachzusehen. Ich antwortete, wir wollen unsere Bücher zusammen erwarten samt dem dabei eingeschlossenen Rechenbuch, ich würde alsdann mit ihm in Freundlichkeit abmachen und abhandeln. Dabei verblieb es diesmal. Es dünkte mich, der gute Herr Frießen habe nicht gehofft, daß jemand von Einsiedeln aus nach Frankfurt kommen sollte, um seinen schon lange angestandenen Konto in Richtigkeit zu ziehen, so daß also hierin vielleicht etliche Jahre nichts gemacht worden wäre. So aber hat er nicht ausgehen können. Im übrigen war er sehr freundlich, liebreich und gab gar guten Bescheid. Aber in seiner Bücherkammer war alles in so häßlicher Unordnung, daß es mir hätte verleiden mögen, mit ihm zu handeln. Es war aber seine Handlung dermaßen groß, daß er allein so viel Volk und so viele Käufer und so viele eingehandelte Bücher nicht ferggen konnte; denn er hatte einen einzigen Ladendiener. Doch half ihm sein Gedächtnis, das er in gar hohem Grade besaß, so daß er fast ein jedes Buch zu finden wußte, wie weit es auch unter den andern verlegt sein mochte.

Von Herrn Frießen ging ich wieder fort zu Herrn Anton Krinckins (? Krinchio ?), ebenfalls einem Buchhändler von Köln. Dieser erwies mir von selbst die Freundschaft und suchte in dem Hause, in welchem er sein Büchergewölb hatte, nach einem Platze für unsere Bücher. Mein Diener aber ging in gleicher Meinung anderswohin und suchte ein Zimmer. Er fand eines für 7 Thaler. In dem Haus, wo Herr Kinchius (?) gewesen, offerierte Herr Magister Faber 3 Zimmer an, worunter das erste ein schöner Saal war, für 9 Reichsthaler, das andere, eine Stube, für 7 Reichsthaler, und ein kleines Kämmerlin, für 4 Reichsthaler. Es war mir alles zu viel; doch mußte ich eines haben, wie hoch dasselbe auch endlich steigen mochte. Ich bedachte alles: die untern Zimmer waren etwas gelegener, aber zu hoch im Preise, die obern waren etwas geringer im Preis, aber zu unbequem infolge des vielen Hinauf- und Hinabtragens der Bücher von oben unter dem Dach bis zu unterst und zwar

auf einer großen Schneckenstiege von Dreistockhöhe. Damit ich Unkosten vermied und das Klostergelübde der hl. Armut nicht verletzte, entschloß ich mich endlich für das kleine, oberste Kämmerlin und wollte lieber die Mühsal des vielen Hinauf- und Hinabtragens haben, als so große Unkösten erleiden. Hiemit nahm ich davon alsbald Besitz und fing hernach an, unsere Bücher, die teils noch im Laden des Herrn Bodmers von Zürich, teils aber noch nicht angekommen waren und erst morgen erwartet wurden, auszupacken. Ich trug sie teils selbst hinüber, teils ließ ich sie durch den Diener, teils durch einen hiezu bestellten Bücherträger in das Kämmerlin bringen und allgemach aufstellen, damit alles das Aussehen einer Bücherei haben möge.

Dann ging ich mit dem Diener in das Karmeliterkloster zum Mittagessen und erquickte mich wieder in etwas; denn ich war von der vorhergehenden Arbeit und dem Hin- und Herlaufen sehr ermüdet geworden. Nachmittags sind wir mit dem Auspacken beschäftigt gewesen, wobei uns Herr Dietrich Lehrser ziemlich behilflich war. Wir ließen ihm dafür einen Trunk überbringen. Das war diesen Nachmittag unsere ganze Beschäftigung. Sie war um so verdrießlicher, je mehr wir fanden, daß unsere Waren übel eingepackt und teils auch naß geworden waren. Deshalb kamen etliche beschädigt an. Um halb 8 Uhr sind wir wieder in das Karmeliterkloster zurückgekehrt und haben dort die fasttägliche Erquickung eingenommen, wozu ich um 2 Kreuzer Brod kaufte, weil wir kein anderes Brod als gar schwarzes haben konnten. Dieses hätte mir ziemlich Herzbrennen verursacht und sicherlich nicht wohl zugeschlagen.

Dienstag, den 28. März, ließen wir einen Barbier kommen, der uns den Bart abnehmen sollte. Es war einer aus der Landschaft des Fürstabtes von St. Gallen, ein ansehnlicher, wohlgesitteter Jüngling von ungefähr 22 oder 23 Jahren. Er redete zu mir vieles von seinem gnädigen Fürsten und Herrn und befragte mich auch über andere Dinge von dem fürstlichen Gotteshause. Ich habe ihm ein Geschenk gegeben und zwar um so vielmehr, weil er ein Landsmann war. Gleich nachher gingen wir wieder auf unsere Bücherkammer los bei gar kaltem Wetter

und machten von den meisten Büchern ein Verzeichnis, damit wir nicht die Arbeit vermehren mußten. Wir legten alles in Ordnung und probierten nachher, die Buchhändler heimzusuchen und zu uns zu ziehen.

Das Judenviertel in Frankfurt.

Während unserer großen Mühe und Arbeit war es für mich ein sonderliches Vergnügen, die verwunschenen Juden auf der Gasse zu sehen, wie sie beständig unbeständig waren und hin- und herliefen. Wo diese Betrüger einen auf der Gasse antrafen, der ihnen vorher nicht bekannt war, stellten sie sich um ihn und fragten: „Habt Ihr nichts zu schachern" oder: „Habt Ihr nichts zu handeln, nichts zu wechseln, nichts zu tauschen?" Hiedurch haben sie manchen armen Tropf schändlich beredet und hernach betrogen. 2 Dinge kann ich zu erzählen nicht umgehen. Es kam ein junger Jude vor den Buchladen des Herrn Kinchius von Köln, als ich und mein Diener uns dort befanden. Dieser Hebräer fragte den Diener gleichfalls: Habt Ihr nichts zu handeln? Was habt Ihr denn, antwortete der Diener, zu handeln? Der Jude zog gleich unter seinem Mantel ein paar lederne Hosen herfür, zeigte sie vor und bot sie um 4 Thaler feil. Als dies der Herr im Laden gesehen, fing er an, dem Juden sehr böse zuzurufen: Scher dich hinaus du Hund, du Dieb, du Schelm. Du kommst nur zu betrügen, wie ja dies die Art und Manier aller Juden ist. Der arme Jude durfte hierüber nichts sagen, sondern er mußte vor den Laden hinausstehen. Ja, Herr Kinchius wollte ihm sogar nicht gestatten, auch nur den einen Fuß auf den ersten Tritt des Eingangs zu halten, nebstdem setzte und rief er ihm noch mit andern mehrern schweren Worten zu. Als nun der arme Jude sich so verschmäht sah, fragte er meinen Diener, was er denn um das Paar Hosen bezahlen wolle. Einen Thaler, antwortete der Diener. Darüber ward der Jude noch mit böseren Worten hart angefahren; diese mußte er leiden, ob er wollte oder nicht. Er war darüber endlich verdrüssig, warf dem Diener die ledernen Hosen zu und sagte:

Dem Herrn zum Trutz — er deutete auf den Kinchius — sollt Ihr diese Hosen also haben. Hiemit verkaufte er sie dem Diener um einen Reichsthaler, den er ihm auch alsbald bar zustellte. Herr Kinchius aber gebrauchte wiederum gar ernstliche Drohworte gegen den Juden, auf die er nicht antworten durfte, sondern selbe über sich ergehen lassen mußte.

Bei dieser Gelegenheit erzähle ich eine andere Geschichte, die sich gleichfalls zwischen einem Juden und meinem Diener zugetragen hat. Dieser unflätige Hebräer hatte ein gar seltsames, abscheuliches, schwarzgelbes Angesicht, eine aufgedruckte Nase, gerunzelte Stirn und Wangen, aus dem Kopf hervorgedruckte Augen, ein großes Maul, einen häßlich gestalteten Bart, einen unterhalb des Kinns spitz herabhangenden Kinnbart. Er war klein von Postur, mit einem breiten, lampigen Hut, breitem, grob und weit gekräuseltem Kragen, wie ihn die meisten Juden zu tragen pflegen, und hatte einen ziemlich langen Mantel. Im Gang wackelte er wie eine Gans, hatte den Kopf etwas hinter sich und streckte seine Nase und sein Spitzbärtlin hervor. Dieser Jud hatte, wie gesagt, mitunter einen braunen Kittel, mitunter einen schwarzen Mantel bei sich und fragte mich und meinen Diener manchmal, ob wir nichts zu handeln hätten. Ich gab ihm kurze Antwort, der Diener aber wechselte mit ihm Worte, es waren jedoch Schimpf und Ernst beieinander, wenn er nur das Anerbotene zum rechten Preis von ihm hätte bekommen können. Ich warnte den Diener manchmal, aber vergeblich; denn er hatte nun einmal Lust, den braunen Kittel zu kaufen. Dies wäre auch geschehen, wenn ich ihm nicht ernstlich zugeredet und von diesem Kaufe abgehalten hätte. Er ließ ihn also wieder fortmarschieren; er redete jedoch viel von diesem Kittel und plagte mich, ob ich es ihm denn mißgönnen wolle, ihn zu kaufen. Ich ließ mich endlich bereden, er möge tun, was er wolle, jedoch auf seine Gefahr hin; er solle ihn aber nicht anders kaufen, als nachdem er mit dem Juden abgemacht habe, die Hälfte mit Bücherwaren und halb mit barem Gelde zu bezahlen. Er war damit wohl zufrieden, traf nachher den Juden wieder an und redete ihn wegen dem Kittelhandel selber

an. Er vermochte ihn auch zu überreden, daß er den Preis halb in Waren, halb in Geld nehmen wollte. Er verlangte aber anfänglich 20 und endlich 18 Reichsthaler. Nun bekam mein Diener erst recht Lust, ich aber riet ihm ab und wollte ihm den Kauf in keiner Weise gestatten. Ich befahl ihm, nicht mehr als 5 Reichsthaler zu bieten. Das schmerzte den Juden sehr heftig und bewirkte, daß er wieder von uns weg lief. Der Diener rief ihm etliche Mal den bei den Juden verhaßten Namen Hans Peter laut nach, worüber er sich aber nicht stark ärgerte. Nach 1 oder 2 Tagen lockte mein Diener diesen Juden wieder in die Bücherkammer hinauf, als wollte er endlich den Handel um den Kittel mit ihm abschließen. Der Kittel war aber nicht mehr als 6 Reichsthaler wert. Ich winkte dem Diener, jetzt nicht mehr als 3 oder 4 Thaler zu bieten, was er auch tat. Hierüber wurde der Jude ganz grimmig und sagte, wir hielten ihn nur für einen Narren, und er wollte davon laufen. Mein Diener aber lockte ihn wieder zurück: Hans Peter, komm her, wir wollen handeln. Der Jude ließ sich bereden, kam wieder zurück; es geschah aber kein anderes Angebot als 3 oder höchstens 4 Thaler. Der Jude ging. Der Diener aber rief ihm zu: Wart Hans Peter, du heißest Hans Peter, Hans Peter komm her, ich will handeln. Endlich kehrte sich der Jude um, wandte aber alsbald den Hintern gegen den Diener. So bezahlte der erboste Jude die Neckerei meines Dieners. Er wurde jedoch von dem Namen Hans Peter nicht wenig geärgert. Er kam nachher nicht mehr zu uns, und wir wurden seiner nur noch einmal ansichtig. Es hatte in Frankfurt eine große Anzahl Juden, die mit allerhand Tuchwaren, aber sehr betrügerisch handelten. Ihr Aufzug war mir sehr lächerlich. Sie hatten alle breite, schwarze Hüte und schier so breite, gekräuselte Krägen, und zwar die Vornehmern mit kleinern, zarten, die Gemeinern aber mit gröbern und größern Krausen, die aus Leinwand waren. Sie trugen lange, schwarze Mäntel, mit Bärten oder Kragen, wie sie sagen, im übrigen waren sie andern ehrlichen Leuten gleich.

Die Weiber sah man gleichfalls jeweilen 2 und 2 miteinander, mitunter auch 3 herumgehen und Geschäfte machen,

kaufen, verkaufen, schachern und betrügen wie ihre Männer. Sie hatten gewöhnlich weiße Tücher über ihre Köpfe, die sie in verschiedenen Formen trugen und weit über den Rücken hinunterhangen ließen. Sie tragen schwarze Mäntel, die bis etwas über die Hüfte hinunter reichen, auch haben sie gekräuselte Kragen wie ihre Männer, im übrigen aber Kleider wie andere. Ich mußte so oft lachen, als ich solcher Leute ansichtig wurde; denn ich habe nichts Närrischeres gesehen als ihren Aufzug. Und diesen Anblick hatten wir alle Tage, außer am Sabath und dem einen oder andern Tage, an welchem sie ihre sonderbaren Feierlichkeiten hatten; an diesen Tagen sah man nicht einen auf dem Markt. Ich verlangte sehr, sie in ihren Synagogen zu sehen, scheute mich aber wegen des grausamen Gestankes, den man auch alsbald bemerkt, wenn man sich ihrer Gasse, die sonderbar ist und ihr absonderliches Tor hat, hinzunaht. Dies habe ich öfter selber erfahren, wenn ich meiner Geschäfte halber bei ihnen vorbeimaschierte. Diese Judengasse war dermaßen voll von jungem Judenvolk, Kindern und Meitlinen, daß es schien, die Juden hätten so viele Kinder als ein Bienenstock Bienlin. Ich halte mich hiebei nicht länger auf und komme wieder zu meinen Geschäften.

Karwoche, Mainschiffahrt und Handelsmesse in Frankfurt.

Mittwoch, den 29. März, hatten wir sehr kalt Wetter infolge des beständig blasenden Biswindes, welcher mir nicht nur unter Tag, sondern auch nachts in meinem Zimmer gar große Verlegenheit machte, weil das Zimmer gar elend mit Fenstern versehen war, so daß die ganze Nacht hindurch ein beständiges Rütteln und Kirren zu verspüren war, was mich fast nie schlafen ließ, und dazu habe ich mich noch schier unter der Decke verfrört. Am Morgen fanden wir etwas Schnee auf den Gassen, doch nicht viel. Die Kälte aber war dermaßen groß, daß ich allenthalben die größte Verlegenheit hatte, besonders weil ich kein warmes Zimmer haben konnte, worin ich mich auch nur ein wenig hätte erwärmen mögen. Abends

spazierte ich in den Dom, um ihn zu besichtigen. Es waren darin außerordentlich schöne Teppichverzierungen aufgehenkt, die aus verschieden gefärbter Wolle gearbeitet waren. Sie stellten allerhand der schönsten, lebhaftesten Bilder und Figuren dar, wie sie schier ein Maler nicht besser machen könnte. Dergleichen waren auch im Sommerspeisesaal der Väter Karmeliten zu sehen. Sie waren in Brabant in Belgien fabriziert und zum Verkauf hieher zur Besichtigung gegeben worden. Sie waren insgesamt auf über 20,000 Thaler gewertet. Es ist darin eine Arbeit, würdig für Könige und Kaiser. In dieser Domkirche wohnte ich eine ziemliche Zeit dem Gottesdienst bei, der von den Herrn Kanonikern gehalten wurde und zwar fast auf dieselbe Weise, wie sie ihn hier zu Lande zu verrichten pflegen; es geschah dermaßen geschwind und im Strudel, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte, was sie gesungen. Ich spazierte hierauf an den Main, der nächst an der Stadt hindurchfließt. Hier traf ich Schiffe an, wie sie bei uns zu Lande ungewohnt sind. Es wurden darin etliche hundert Personen geführt und unsäglich große und viele Kaufmannsgüter. Die Schiffe sind ganz gedeckt und in die 70, 80, auch 100 oder auch noch mehr Werkschuh lang. Sie haben ihre Küche auf dem Schiffe, sind mit hohen Mastbäumen versehen, schier wie eine Galeere. Sie werden teils von Pferden, die am Ufer stehen, gezogen, besonders das Marktschiff von Mainz; sie hatten keine Ruder, sondern nur Stachel, womit die Ruderer mehrernteils auf den Grund langen und so dem Schiff forthelfen können. Das Marktschiff kommt alle Tage abends gegen 6 Uhr nach Frankfurt, und es muß jedermann hereinlassen, der seinen Paß hat. Am Morgen um 10 Uhr fährt es wieder nach Mainz zu, wo es ordinäri um 6 Uhr hinkommt, außer es sei Gegenwind. Es führt weder Pferde noch Vieh, sondern nur Menschen, und es muß jede Person 4 Reichsthaler bezahlen. Hiemit kann ein einziges Schiff in die 60, 70 bis 100 fl. (Florin, Gulden) eintragen. Dazu muß auch noch wegen den Waren allzeit ein Gewisses bezahlt werden. Es gibt für dasselbe einen eigenen Schiffspatron, der jährlich über alle Einnahmen und Ausgaben dem Kurfürsten zu Mainz Rechnung geben und den Schiffslohn ablegen muß.

Im Main waren daneben noch etliche Holzflöße, auf die, wie oben angedeutet, das Holz in unsern Landen gekauft und nach Holland geführt wird. Etliche derselben waren gar lang, gegen 200 Schuh, aber nicht breiter als etwa 20 oder 30 Schuh. Diese ließ man also nach und nach gegen Holland abfahren. Am Gestade bei der Stadt war ein Kramladen am andern mit allerhand Krämerwaren. Ich vermeinte, es gebe nichts von Hand Gemachtes, das hier nicht feil geboten würde. Ich spazierte bei denselben allgemach herum und besichtigte alles. Darauf aber kehrte ich, weil es ziemlich spät wurde, wieder in mein Logis zurück, aß zu Nacht und ging zur Ruhe. Um 8 Uhr läutete man im Dome eine halbe Stunde lang eine große Glocke. Während dieser Zeit müssen alle Kaufleute ihre Läden zuschließen und die Gassen räumen. Nach dem Geläute folgt unmittelbar ein Schuß aus einem großen Geschütz, und hernach bliesen die Turmhüter ziemlich gut ein Gesänglin mit einer Zinken- und Baßposaune, was mich nicht wenig ergötzte. Am Morgen um 4 Uhr wurde wiederum eine andere Glocke geläutet, worauf sich die genannte Musik mit einem andern Gesätzlin hören ließ. Hiemit wurde dem Tage der Anfang gegeben. Dies dauerte also die ganze Frankfurtermesse durch alle Tage.

Hoher Donnerstag, den 30. März. Es war wieder sehr kalt, und alles mit Schnee bedeckt, und es blaste der Beißwind beständig fort und fort. An diesem Tage, als am Grünen Donnerstag, legen die Lutheraner alle Waren aus, die Katholischen aber hielten ein bis nach dem Gottesdienst. Ich verblieb im Karmeliterkloster, wartete etwas der Andacht ab, schickte aber den Diener in die Bücherkammer. Ich las keine Messe, sondern richtete mich nach dem Gebrauche der Karmeliter, mit denen ich unter ihrem Amte kommunizierte. Die Kälte hatte mir heute sehr zugesetzt; denn wegen des sehr kalten Windes konnte ich keine Wärme haben, sondern ich mußte mich in meinem eiskalten Logis vergnügen. Um 12 Uhr kam der Diener zu mir, und wir nahmen miteinander das Mittagsmahl ein. Hiebei stellte uns der Koch das erste Mal Mollenfisch auf, die er Lapertha hieß. Ich hatte sonst mein Lebtag dergleichen nicht

gesehen. Sie sind aber gar schlecht gekocht gewesen. Doch war das Aussehen dabei sehr köstlich, und ich vermeinte anfänglich, es wären grüne Hechte. Nachmittag sind wir auch in die Bücherkammer gegangen und haben allgemach dem Bücherhandel obgelegen. Es wollte mir, weil die Buchhändler zu unsern Büchern nicht schnitzig waren, ziemlich verdächtig vorkommen, daß der Handel uns nicht wohl ausfallen möchte.

Am hl. Karfreitag, den 31. März, schrieb ich durch die Post das erste Mal nach Einsiedeln, indem ich darin berichtete, wie es mir aller Orts ergangen sei. Nachher ging ich in den Dom, wo ich dem ganzen Gottesdienst beiwohnte, wie es mich auch frieren mochte; hiezu half der hochgefallene Schnee; denn er war einen Schuh hoch. Nach dem Mittagessen handelte ich mit Büchern wie andere, und es ging mir heute nicht so übel von statten. Doch verdroß es mich, daß ich mich an einem so hl. Tage mit dergleichen Geschäften abmühen mußte, an welchem meine lieben Herrn Konfratres zu Einsiedeln so viel Gutes täten. Ich konnte aber nicht anders, wenn ich das Ziel, weshalb ich nach Frankfurt geschickt worden, erreichen wollte.

Schiffahrt auf dem Main zum Osterfeste nach dem kurfürstlichen Mainz.

Den 1. April, am hl. Ostersamstag, fanden wir morgens 5 Uhr den gestern gefallenen Schnee noch ganz liegen, und es war eine große Kälte. Wir gingen zuerst in die Kirche, das hochhl. Altarssakrament zu besuchen, vor welchem wir bis 7 Uhr unsere Zeit zubrachten. Alsdann ging es zur Arbeit im Buchhandel. Etwas vor 10 Uhr kamen wir in das Karmeliterkloster und nahmen ein Glas weißen Wein mit einem Bissen Brod, weiter nichts. Dann verfügten wir uns an den Main, sitzten in das Schiff unter andere gemeine Leute. Wir waren willens, nach Mainz zu schiffen und dort den hl. Ostertag zuzubringen. Hiezu bewog es mich sonderbar, weil ich

vernommen, der Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim, (vom 7. Nov. 1679 bis 30. März 1695 Erzbischof v. Mainz,) werde am morgigen Tag selber pontifizieren, was mich heftig zu sehen verlangte. Wie gewöhnlich fuhr also das Schiff um 10 Uhr ab und zwar so sanft, daß man es im Schiffe nicht achten konnte. Gezogen wurde es von 8 großen Karren-Gäulen an 2 langen Seilen, von denen das eine oberhalb am Mastbaum, das andere vorn am Schiffe angebunden war. Es wehte dazu ein starker Nordwind und zwar so stark und kräftig, daß die Schiffsleute das Reckseil abzuschneiden und die Pferde loszulassen genötigt wurden, sonst wären die Pferde zu allen vieren fortgesprengt, wie sie denn auch schon einmal von dem stark daherlaufenden Schiffe zu Grunde geworfen wurden. Bei so gutem Wind kamen wir am Main abwärts nach Höchst, wo die mehreren aus dem Schiffe stiegen, in das Wirtshaus gingen, um ungefähr eine Viertelstunde lang etwas Speis und Trank zu sich zu nehmen, dann wieder in das Schiff sitzten und weiter fuhren. In der Zwischenzeit wurde auch den Pferden Futter gegeben, die Schiffsleute aber im Schiff von der Kuchi daselbst traktiert.

Auf diesem Schiffe befanden sich auch zwei Jesuiten und und ein Benediktiner aus dem (1906 nicht mehr bestehenden) Gotteshaus Schönau, nördlich von Bingen in Hessen-Nassau. Letzterer hatte eben diesen Tag die Priesterweihe empfangen und kehrte wieder nach Hause. Er hatte keinen Diener oder Kollegen bei sich und war selbst Meister. So ging er zu Mainz ganz allein und ohne Begleiter durch die Stadt, was mir gar seltsam und unfein vorkam, weil so was bei uns ganz und gar nicht gutgeheißen würde, indem die Kleriker von Einsiedeln nicht allein zum Empfang der Priesterweihe nach Luzern oder Konstanz geschickt werden. Dieser setzte sich innerhalb des Schiffes gegen das Hinterschiff in einen absonderlichen Einschlag, ließ sich von der Kuchi auftragen, was die Kuchi gab, und war sehr freundlich. Ich aber verblieb bei dem gemeinen Volke sitzen. Nachher bin ich durch den genannten Religiosen von Schönau doch auch berufen worden, habe aber nicht erscheinen wollen. Ich vermeinte, es sei auferbaulicher, daß ich abstinierte (nicht esse).

Auf dem Schiffe war unter andern auch einer von Bern, der mich an der Sprache erkannte und merkte, daß ich ein Schweizer sei. Er war deshalb desto freundlicher mit mir. Item ein junger Herr von Köln, der eben von Italien kam und schon viel zu Wasser und zu Land hin- und hergereist war. Er erzählte mir weitläufig von seinen Verrichtungen, und ich habe ihm wegen seiner Wohlredenheit nicht ungern zugehorcht. Wir waren also in langem Gespräch, mitunter aber legte sich einer hinter sich und schlafte, wie denn ich selber die Augen auch verschloß. Mein Diener aber war meistens oberhalb des Schiffes.

Am verdrießlichsten war es für mich, daß ich sehen und hören mußte, wie die Lutheraner mit jungen Weibsbildern weiß nicht was für ungebührliche Zeremonien machten und allerhand Worte gebrauchten. Es war auch niemand, der das abwehren durfte, weil die meisten dieser Religion angehörten und eines Sinnes waren. Das waren wohl unsaubere Leute. Wir fuhren also bei gutem Winde fort und kamen um 5 Uhr nach Mainz, stiegen alsbald aus und fragten dem Wirtshaus zur Krone nach. Es lag in der Mitte der Stadt, ein junger Student führte uns dahin. Da legten wir unsere Bündel ab und gaben sie dem Hauswirt zur Versorgung. Dann wollten wir auch die Stadt besichtigen; es war aber niemand, der uns dieselbe zeigen wollte. Nachdem wir lange hin und her marschiert, kam uns endlich ein anderer Student zu Gesicht. Diesen redeten wir an, daß er uns in die verschiedenen Stadtkirchen führe, weil wir auch etwas sehen möchten. Er war dazu gar willig, wohl in der Meinung, damit ein gutes Trinkgeld zu erhalten. Er führte uns also von einer Kirche in die andere, wo wir überall ein sonderbares (eigenes) hl. Grab fanden, worin das Allerheiligste ausgesetzt war. Unter ihnen war das eine oder andere gar fein und lieblich. Bei allen haben wir etwas weniges gebetet. Weil aber die Zeit kurz war, kehrten wir bald anderswo hin. Endlich verlangten wir auch das Benediktinerkloster auf St. Jakobsberg zu besichtigen, wohin uns unser Führer auch alsbald führte. Weil aber dieses Gotteshaus in der Festung war, mußten wir vor derselben still halten, bis die

Wacht uns angemeldet. Unterdessen sah ich gegen die Stadt hinunter; denn die Festung liegt ziemlich erhöht. Beim Münster oder beim Dom sah ich einen starken Glanz von einem in Feuer vergoldeten Muttergottesbild herkommen. Ich konnte mir dies aber nicht erklären, und weil ich nicht wußte, was es wäre, fragte ich den Wegweiser, ob dies Feuer oder etwas anderes wäre? Er sah es auch unversehens und schrie erschrocken auf: Es ist Feuer. Das gleiche sagte die Wacht. Man rief „Feuer" aus und machte in der Festung Lärm, als ob es nun an dem wäre. Und sie wollten 2 Geschütze losbrennen, die unter andern vielen auf den Wällen standen. Endlich kam einer der Soldaten hervor; er sah, was es war, kein Feuer nämlich, sondern der Glanz des im Feuer vergoldeten Muttergottesbildes. Er rief alsbald, man solle mit dem Geschütz innehalten. Die andern sahen ernstlich auf und fanden, daß es so sei, wie er sagte. Sie ließen von dem Geschütze ab und fingen an, einander ernstlich zu necken. Wären beide Schüsse losgegangen, so wäre in der ganzen Stadt Lärm entstanden, für sie aber großer Hohn und Spott. Nachdem es wieder stille geworden, kam die Wacht alsbald wieder heraus und brachte mir die Antwort, man lasse keinen Fremden hinein. Ich brachte allerlei vor, ich sei aus dem Schweizerland, vom gleichen Orden wie die Herren, welche darin wohnen, und ich begehre nichts anderes als das Kloster etwas zu besichtigen und dann wieder stracks herauszugehen. Sie gaben es nicht zu, und ich mußte mit Spott wieder abziehen. Das ärgerte mich sehr, und ich dachte deshalb über den damals kommandierenden Kapitän nicht viel Gutes.

Von da kehrte ich wieder in die Stadt hinunter und besichtigte mehrere andere Kirchen. Es waren deren so viele, daß man in einem ganzen Tage damit nicht fertig würde. Die Nacht mahnte mich allgemach, wiederum in mein Logis zurückzukehren, wo jetzt der Wirt selber gegenwärtig war und mich mit seinem Herrn Bruder, der Kanonikus an der St. Stephanskirche war, bewillkommte. Wir nahmen zusammen die Abenderfrischung, die in einem wenigen Mehlbrühlin, Salat, einem Bißlin Holländer Käs und einem guten Trunk bestand. Dann gingen wir zur Ruhe, wobei wir bestens aufgehoben waren.

Mainz ist eine ziemlich große Stadt, aber nicht so groß als Frankfurt. Es hat zwar große, aber schlecht gebaute Häuser. Sie sind fast alle aus Ziegelsteinen, mit Lätt(?) beworfen und endlich mit weißem Kalk überstrichen; innerhalb ist die Stadt mit Gärten ausgefüllt. Die Gassen sind sehr unsauber und voll Unrat, besonders von der Schifflände in die Stadt, wo wir nicht anders als unter großer Unsauberkeit hindurchkamen. Mainz hat sehr alte, eng in einander gestellte Häuser und wenig Sauberes. Ich will diesen Ort nicht länger beschreiben, ich überlasse dies aus Merian zu ersehen. Nur dies eine melde ich noch, daß es, wenn ich mich nicht irre, in der St. Johanneskirche ein gleiches Glockenspiel gibt, wie ich es in Darmstadt gehört. Es hängt offen bei einer Heyen(?) und spielt zu allen Stunden ein schönes Gesätzlin. Ich horchte öfters in der Nacht und am folgende Tage zu.

Am Ostersonntag, den 2. April, gab man morgens 5 Uhr mit der großen Glocke dreimal ein Zeichen, worauf drei grobe Schüsse folgten, eine glückselige Ostern anzuwünschen. Dies soll jedes Jahr bei den vornehmsten Feierlichkeiten geschehen. Wir stunden hierauf von der Ruhe auf und bemerkten eine sehr große Kälte. Es waren von ihr alle Gassen jämmerlich überfroren, und man konnte hiemit überall mit trockenen und saubern Schuhen durchpassieren. Es war mir aber in so grimmiger Kälte sehr übel, keine warme Stube haben zu können. Ich litt deshalb, wo ich durchpassierte, großes Ungemach; denn ich war mit keinen Handschuhen versehen und mußte die Hände beständig offen tragen. Damit ich aber den hl. Tag gebührend zubringe, gingen wir zu den Vätern Karmeliten und legten unsere Sünden ab durch eine sakramentalische Beichte. Nachher bat ich um einen Altar, die hl. Messe zu lesen, den mir der Beichtvater nächst dem Chore anwies. In der Sakristei fand ich ein offen vor Augen angeschlagenes Patent, womit der Kurfürst den Karmeliten ernst und strenge befahl, niemand zelebrieren zu lassen, dessen Beglaubigungsschreiben nicht vom Herrn Generalvikar examiniert sei. Ich vermeinte deswegen, es werde unfehlbarlich jemand kommen, um mir das Beglaubigungs-

schreiben abzufordern. Ich wartete aber vergeblich. Denn der genannte Herr Beichtvater rüstete mir selbst die Paramente zu, befahl dem Sakristan, mich anzukleiden, und gab mir einen jungen Knaben, der mir am Altare dienen sollte, und so zelebrierte ich, ohne angefragt zu sein, wessen Standes und Religion ich sei. Auch nach der hl. Messe ließ man mich wiederum passieren.

Osteramt des Kurfürsten im Dome zu Mainz.

Ich verfügte mich darauf in den Dom, betete meine Horä und anderes, was ich zu verrichten hatte, und wartete nun auf die Predigt, die ich mit Verlangen anhören wollte. Sie nahm um 8 Uhr den Anfang, sobald der Kurfurst sich an seinem Platze eingefunden hatte, was direkt der Kanzel gegenüber geschah. Er war begleitet von vielen Grafen und Herrn, die ihm aufwarteten. Die Predigt hielt der Pfarrer der Kirche und zwar mit besonderer Zierlichkeit. Vorher sang das Volk unter Schlagung der Orgel gemeinsam das „Christ ist erstanden". Nach der Predigt, die ungefähr eine Stunde dauerte, ist der Kurfürst mit dem gleichen Geleite wie vorher in den Chor hinein und von dort in die Sakristei, die auf der linken Seite des Chores war, gegangen, um dort die Pontifikalparamente zur hl. Messe anzulegen. Unterdessen bin auch ich durch das nicht gar zahlreiche Volk, um dem Gottesdienst beizuwohnen, in den Chor hineingedrungen. Ich habe mich auf der Evangelienseite in einen Chorstuhl, deren dort etliche nacheinander waren, verfügt und gewartet, wann der Kurfürst herfürtreten wollte. Ich konnte mich aber dieses Platzes nicht lange freuen; denn es kam alsbald ein vornehmer, in schwarzen Samt gekleideter Herr, der mich hinausdruckte, und ich mußte mich also neben dem Gestühl gedulden. Unterdessen ertönte absonderlich wohl das lieblichste Geläute von der großen Glocke.

Als nun der Aufzug zum hl. Amt völlig bereit war, fingen an herfürzukommen: 6 Personen von der Leibgarde, alle in Rot gekleidet; auf der Brust und am Rücken hatten sie goldgestickte

Kreuzzeichen, über der Achsel trugen sie eine Hellebarde. Hernach folgten die andern Diener, nämlich 2 ziemlich alte Männer in langen, roten Röcken, deren jeder den Reichsstab trug, dann ein anderer in schwarzem Samt und seidenem Mäntelin, ein feißer, dicker Herr von kurzer Postur, der das Reichsschwert über der Achsel trug. Es steckte in einer ganz silbernen, in altfränkischer Arbeit getriebenen Scheide. Dann 2 junge Leute in Levitenröcken, obwohl sie vielleicht noch keine höhern Weihen hatten, dann 2 andere Leviten, welche die Epistel und das Evangelium sangen; dann 2 Knaben, ebenfalls in kleinen Levitenröcklin, sie hielten die Stengli (?); ferner 2 Zeremoniare, die beständig zu beiden Seiten des Kurfürsten aufwarteten; ein Erzpriester, einer für den bischöflichen, einer für den erzbischöflichen Stab, einer für die Inful, die sehr köstlich mit Perlen und Edelsteinen gestickt war. Die Paramente waren gar alt, doch sauber. Diakon und Subdiakon hatten an ihren Alben zu unterst hinten und vorn ein 4eckiges Silberstück, eben auf die Manier wie bei den Kapuzinern die Kleriker ein Viereck von Tuch tragen. Auf dem Kredenztisch stand eine große und weite schwere Platte von getriebener, edler Arbeit. Die Gießkanne dazu stellte das Bild des auf dem Pferd sitzenden hl. Martinus dar, aus dessen Schlund das Wasser ausgegossen wurde. Der Kelch war von purem Gold, aber platt, ohne etwelche andere getriebene Zierat; der Sessel und Baldachin, unter welchem der Erzbischof stand, waren von rotem Samt, ziemlich breit, aber nicht hoch, so daß darunter bloß so viel Platz war, um im Aufsetzen und Abnehmen der Inful nicht anzustoßen.

Der Altar stand am Anfang des Chores und war gegen das Volk gerichtet, so daß der Zelebrant das Angesicht beständig gegen das Volk kehrte und beim Pax vobis oder Dominus vobiscum sich nicht umkehren mußte. Auf dem Altar stand ein ganz silbernes, großes Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten, 4 ziemlich hohe, silberne Leuchter, 2 alte silberne Särge, die mit Heiligtümern oder Reliquien angefüllt waren. Zu hinterst im Chore standen die Domherrn im Chormäntelchen, jeder von ihnen hatte seinen Zeremoniar oder Diener. Die Epistel wurde

in der Mitte zu hinterst gesungen, wohl in die 30 Schritt hinter dem Altar, das Evangelium auf der rechten Seite. Zur Wandlung kamen 4 Baschi (Pagen oder Edelknaben), die ihre Reverenz ordentlich miteinander machten. Es waren alle in roten, mit Goldschnüren gesäumten Samt gekleidet; sie hatten aber nur gelbe Kerzen, wie auch auf dem Altare nur gelbe Kerzen standen. Von ihnen waren nur 4 ziemlich groß, die andern aber, 20 an der Zahl, gar klein. Sie waren aufgesteckt auf den Gesimsen, die zu beiden Seiten des Altars vom Tisch bis an die unterste Stufe des Fußes sich hoch dahin zogen. Es war alles Schreinerarbeit und mit Malergold umzogen. Zur Wandlung verursachte ein Diener auf der rechten Seite ein gar artliches Glockenspiel. Es war ganz von kleinen Glöcklinnen auf einem runden Teller zusammengehenkt. Es kamen sämtliche in Bewegung, was über alle Maßen wohl tönte.

Die Musik bestand vornehmlich aus 2 Zinkenbläsern, 2 Violinisten, 2 Oberstimmen (Diskantisten), einer Mittelstimme (Altist), einem Tenorist, einem Bassist, die alle wohl gesungen, einer Baßgeige und einem Regal (Orgelregister), wobei mir die Zinkisten vor allem wohl gefielen. Die übrigen Musikanten waren auch trefflich gut. Unter ihnen spielte ein Violinist beim Offertorium ein Solo auf, womit er unsern Violinisten weit den Trutz bieten könnte. Am meisten hingegen mißfiel es mir, daß die Diener ihre Reverenz gar zu wenig beobachteten und sie in seltsamer Postur machten. Andere Zeremonien waren wieder ordentlich und sauber gehalten. Diakon und Subdiakon hatten große, lange Haare, die sich über die Achsel weit herum legten, was ihnen meines Erachtens nicht wohl anstand. Bei uns würde ein solches Storchennest nicht geduldet. Am Ende des hl. Amtes blasten nach dem Segen 4 Trompeter bei den Musikanten ein lustiges Gesätzlin, bis der Erzbischof mit den Dienern wieder in die Sakristei kam, wo er die Pontifikalgewänder ablegte. Hernach ist er wieder in die Kutsche gesessen, an der die 2 edelsten Rappen vorgespannt waren. So fuhr er, begleitet von noch 13 andern Kutschen, mit den vornehmen Grafen und Herrn zurück in den kurfürstlichen Palast, wo er diese Herrn wie auch alle Domherrn beim Mittagessen bewirtete.

Ich und mein Diener gingen wieder dem Wirtshaus zu, wo wir mit dem Wirt selber, mit seiner Gemahlin und seinem Herrn Bruder, Domherr zu St. Stephan, und einem holländischen Kaufmann zu Mittag speisten. Das Mahl bestand in einer guten Fleischsuppe, verdämpftem, gesalzenem und ungesalzenem Rindfleisch, Kabis, einem herrlichen Kälber-Nierenbraten, holländischem Käs und Mandel, samt schneeweißem Brod und altem, weißem Rheinwein. Der Wirt war ein freundlicher Herr, namens Johann Merz, sein Bruder, der Domherr, hieß Philipp Merz. Mir aber war es gar seltsam, daß diese 2 Brüder einander geduzt, was bei uns, besonders gegen einen Geistlichen unerhört ist. Nach eigenommenem Mittagessen ging der Herr Kanonikus mit mir wieder vor die Festung auf St. Jakobsberg, und wir ließen uns dort sämtlich wieder anmelden. Die Antwort kam wie gestern, man lasse mich nicht herein. Der Herr Kanonikus war darüber sehr verdrossen, ging mit Unwillen selbst zum Kapitän hinein und zwar ungehindert; denn er war wohl bekannt. Er sagte ihm, wer ich sei, und vermeinte, es wäre ein Unverstand, einen fremden Geistlichen, gleichen Ordens und aus einem so vornehmen Orte, hier nicht hereinzulassen. Endlich überredete er ihn nach langem, kommt wieder heraus und führt mich hinein mitten durch die Soldaten, deren 300 in der Festung sein sollen, vorbei an den Baracken zum Kloster, wo wir anläuteten, aber nicht gehört werden konnten, bis endlich der Koch aus der Kuchi herfürkam und uns die Türe öffnete. Wir lachten über den schmutzigen Portner, spazierten hinein, wußten aber nicht wo aus, wo an, weil die Religiosen noch beim Tische saßen und sich lustig machten, und es war sonst schon gegen halb 2 Uhr. Dies soll bei ihnen an den vornehmsten Tagen gebräuchlich sein.

Nach einer ziemlichen Weile kommt endlich der Großkellner, und zwar sonst, aus andern Ursachen. Er begrüßte mich gar freundlich und ließ alsbald den Herrn Kustos kommen, um mir die Kirche und ihre Heiligtümer zu zeigen. Er kam alsbald und wartete mir mit aller Freundlichkeit auf. Er führte mich in die Kirche, die gar klein und eng; er zeigte mir die hl. Reliquien,

die eben auf dem Altare standen, öffnete die Särge von Silber; sie waren aber nicht groß und ganz altfränkisch. Er wies mir die Heiligtümer vor, eine Partikel nach der andern, vom hl. Johannes dem Täufer, Sant Christophorus, Sant Pelagius und St. Sebastian. Das Gemälde stellte den Gekreuzigten dar, kunstreich und köstlich; der Altar war ziemlich schlecht, wie auch die ganze Kirche einfältig, klein und eng. Von der Kirche führte uns der Herr Kustos in den Kreuzgang, der gleichfalls gar alt ist, wie das ganze Gebäude des Klösterlins. Die Bibliothek zeigte er mir von weitem; denn sie war unter dem Dach. Ins Refektorium führte er mich nicht, damit ich nicht gewahre, was darin geschehe, wiewohl ich hievon schon vorher Bericht erhalten hatte. Dann spazierte er mit mir vor den Garten und alsdann zur Pforte, wo er mir nun erst ein Gläslin Wein anerbot, das er holen lassen wollte, wenn ich mich geduldete. Ich entschuldigte mich, nahm Urlaub und marschierte davon; denn ich verspürte wohl, daß ich zu einer Zeit gekommen sei, wo es ihnen sehr ungelegen war, den Gästen abzuwarten. Das Kloster hatte nur 18 Religiosen in allem. Es war vorher ein sehr vornehmes und reiches Gotteshaus, jetzt aber wird es von den Bischöfen auch unterdrückt wie andere Gotteshäuser. Als wir zur Pforte hinaus auf die Festung kamen, wollten die Soldaten ein Trinkgeld haben. Ich aber antwortete, sie hätten mich gestern nicht hineinlassen wollen und mit Spott abgewiesen, heute aber habe Herr Kanonikus Merz nur mit Mühe und Ungelegenheit hereinmarschieren müssen. Deshalb hätte ich keine Ursache, ihnen etwas zu verehren, und so ging ich weg und habe sie mir jetzt auch nachsehen lassen.

Weil es jetzt 3 Uhr war, ging der Herr Kanonikus Merz in seine unweit vor der Festung, ebenfalls etwas in der Höhe gelegene Kirche zur Abhaltung des Gottesdienstes. Ich aber spazierte mit meinem Diener hinaus gegen das Karthäuserkloster, konnte aber daselbst den Eingang nicht finden. So besichtigte ich wenigstens die Lage, wie auch die davor stehenden, edlen Gärten, in denen zur Zeit noch nichts Grünes zu sehen war. Im übrigen aber waren sie geziert mit kleinen, edlen Baum-

gewächsen und schönen Lusthäuslinnen. Dabei war ein seltsames Brunnenwerk, ein Fischteich, in welchem sich allerhand Arten von Gänsen und Enten befanden. Auf dem Mauerwerk standen hie und da aus Gips gemachte, schöne Bilder und andere Sachen mehr.

Im Rückweg gingen wir dem Rhein nach, der bei Mainz den Main aufnimmt und dort ziemlich breit ist. In einem in die Mauer eingesetzten Sandstein fanden wir eingegraben, daß in einem gewissen Jahre, welches ist mir entfallen, der Rhein bis dahin gestiegen sei. Das muß wohl etwas Erschröckliches gewesen sein; denn nach diesem Sandsteine zu schließen muß die Wasserfülle noch 2 Spieß höher gestanden sein als es jetzt der Fall war.

Von da spazierten wir wieder in die Stadt, bald aber wieder zu einer andern Pforte hinaus, wo wir dem Rheine nach abwärts gingen bis zum kurfürstlichen Hofe, der zum größtenteil frisch aufgebaut und mit Leibfarbe sehr lieblich angestrichen war. Es ist wohl ein schöner Bau, aber dem zu Heidelberg nicht gleich. Um das ganze Schloß zieht sich ein breiter Wassergraben, worin wir 2 Schwäne sahen. Diese hätte ich nicht erkannt, wenn mir nicht vor Jahren von P. Pirmin Gallatin von Pfävers, Pfarrer zu Quarten am Walensee, einer hier in Einsiedeln wäre präsentiert worden. Diesen hatte ich damals mehrmal wohl betrachtet und seine Gestalt mir tief eingedruckt. Wir nahmen uns die Freiheit und spazierten unmittelbar vor den Kurfürstenhof, der einen ansehnlichen Platz hatte. Da fanden wir 13 Kutschen, alle mit den edelsten Pferden bespannt; sie warteten auf ihre Herren, welche beim Kurfürst zu Mittag gespiesen, um sie nachher in ihre Wohnungen zurückzuführen. Ob der Pforte stand ein kleines Gemälde, worauf eine ausgestreckte Hand mit darüber stehender Axt gemalt war samt der Überschrift: Frangenti libertatem (Frangenti libertate?).

Wir verweilten hier ziemlich lange und stillten unsere Neugierde wohl und genug. Dann spazierten wir vor den Hof hinaus an den Rhein, wo wir vorher gewesen, und jetzt noch

etwas mehr Rhein abwärts. Da sahen wir ein großes und ein kleines Vergnügungsschiff des Kurfürsten. Beide waren geziert mit schön geschnitzelten Figuren von Bildhauerarbeit und alle mit Farbe angestrichen. Hernach kamen wir zu der Schiffbrücke, welche von Mainz nach dem auf dem rechten Rheinufer liegenden Kastell führt. Wir wollten alsbald auf die Brücke hinausgehen, um sie wohl zu besichtigen. Es stand aber ein Soldat dabei, der uns fragte, ob wir das Zeichen hätten. Ich antwortete: Was für ein Zeichen denn? Ich begehre ja nicht hinüber, sondern nur die Brücke zu besehen. Da schaute der Zöllner, der nächst dabei ein Häuslin hatte, hinaus. Dieser will uns gar nicht auf die Brücke kommen lassen, außer wir erledigten vorher den Zoll und empfangen das Zeichen. Denn man läßt niemand hinüber, wenn er nicht von der Seite, von der er kommt, ein gewisses Bleizeichen mit sich bringt. Will man wieder zurück, muß dieses wieder empfangen und am andern Ufer vorgewiesen werden. Ich antwortete, ich sei ein Fremdling und gewunderig, diese Brücke zu sehen; denn es gebe keine dergleichen in unsern Landen, ich verlange nicht hinüber, sondern nur auf Pistolenschußweite hinauszugehen, um zu sehen, wie sie fabriziert sei. Aber diese meine Entschuldigung half nichts. Die Brücke sei nicht für den Wunderfiz, sondern für die Durchreise gemacht.

Ärgerlich ging ich also von hier weg und nahte mich dem Dome, um ihn besser zu besehen. An seiner Außenseite fand ich allerhand schöne Altertümer, alte Bauteile, Zieraten, Bilder, Gewölbe, besonders ein ganz metallenes Portal, wie ich anderswo noch keines gesehen. Ich verwunderte mich über den artlichen Sandstein, der alldort ganz lederfarbig war und schneeweiße Adern hatte. Er sei aber nicht härter zu bearbeiten als unsere Sandsteine. In der Kirche fand ich herrlich schöne Altäre aus dem schönsten, schwarzen Marmor, mit untermischter Gips- und Alabasterarbeit. Diese 2 letztern Arten waren nicht weniger schöne Marmorsorten von allerhand Farben. Ferner sah ich die schönste Schlosserarbeit an Eisengittern und anderes, was mir nur erfreulich anzusehen war. Doch konnte ich mich hier nicht länger säumen, weil die Nacht nahen wollte.

Ich spazierte weiter und sah beim Kaufhaus, das mehr einer uralten Kirche gleich sieht, große Gebeine herabhangen, von denen man erzählte, sie seien die eines großen Riesen gewesen. Nun kehrte ich in mein Logis zurück und betete meine Mette. Inzwischen läutete man in der nächsten Liebfrauenkirche ein Zeichen mit einer großen Glocke, wobei, wie mir der Wirt sagte, das hl. Salve und Unserer Lieben Frauen Litanei gesungen wurde. Ich freute mich darob im Gedanken an das schöne Salve, das man in Einsiedeln täglich zu singen pflegt. Ich machte mich mit meinem Diener alsbald auf, demselben auch beizuwohnen. In dieser Kirche war bei dieser Andacht das Allerheiligste ausgesetzt, es wurde der feierliche Segen gegeben, und darauf von allem Volke das hl. Salve in Latein unter Begleitung der Orgel gesungen und nachher von 2 Knaben Unserer Lieben Frauen lauretanische Litanei. Sie knieten neben dem Priester vor dem Allerheiligsten und sangen vor, während das gemeine Volk antwortete. Diese Andacht gefiel mir sehr wohl, und ich freute mich, daß die übergebenedeite Muttergottes allhier so herrlich gepriesen wurde. Allein die Manier dieses Gesanges war die gleiche wie das Psallieren der Kanoniker im Dome. Die vorsingenden Knaben begannen nämlich einen neuen Ehrentitel, ja sie hatten ihn schon mehr als halb gesungen, bevor das Volk mit der Antwort auf den vorhergehenden fertig war. Desgleichen kam auch der Organist allenthalben zu spät. Dies alles zusammen machte die Musik sehr unlustig und unliebsam. Es ist aber hiebei nicht auf das Äußerliche, sondern auf die innerliche, herzliche Wohlmeinung zu achten. Endlich ward wieder der feierliche Segen gegeben, und das Allerheiligste in den Chor getragen. Alles Volk ging nach Hause und so auch ich in mein Logis. Als ich dahin kam, haben wir uns nicht mehr lange gesäumt, sondern wir gingen alsbald zum Nachtessen, wobei mir der Wirt selber mit seiner Frau Gemahlin, seinem Herrn Bruder, der Domherr war, und ein Herr von Nassau, ein Oberkellner von der Grafschaft Falkenstein, zusprachen. Um 9 Uhr gingen wir zur Ruhe.

Zurück nach Frankfurt.

Am Ostermontag, den 3. April, ist der Wirt morgens um 5 Uhr selber gekommen, um uns zu wecken. Wir stunden gleich auf und gingen sämtlich in die Kirche der Herrn Jesuiter, wo mich der Wirt selbst in die Sakristei führte. Ich fragte daselbst den Jesuitenbruder, ob ich zelebrieren könnte. Dieser sah mich ganz freundlich an und begrüßte mich, als wenn ich einer aus ihrer Gesellschaft wäre. Denn mein Kaputrock, den ich trug, bedeckte mein Ordenskleid und verstellte es. Der Bruder rüstete mir die Paramente und den Altar alsbald zu. Dann kam ein großer Student, der mich ankleidete und zwar mit sonderbarer Höflichkeit und mir dann am Altare dienen wollte. Er führte mich, in der Meinung, ich sei einer aus der Jesuiter-Gesellschaft, gleich auf den Hochaltar, wo ich dann zelebrierte. Es ist sonst bei den Jesuitern ungewöhnlich, einen fremden Religiosen am Hochaltare Messe lesen zu lassen, außer er sei ein sonderbarer Freund. Ich verrichtete meine Messe so gut ich konnte, und es befanden sich etliche Studenten dabei. Als ich nachher wieder in die Sakristei kam, ging mir mein Gastgeber auf dem Fuße nach. Ihn befragten die dastehenden Jesuiter, wer dieser Pater wäre, in welches Kollegium er gehöre, woher und wohin er reise. Der Wirt lachte darüber vollen Mutes und sagte, ich sei kein Jesuiter, sondern ein Benediktiner aus dem Schweizerland. Darüber entsetzten sich alle andern Anwesenden und alle bekannten, daß sie mich für niemand anders als für einen Jesuiter angesehen hätten. Dies hörte ich alles, wie still sie auch zu reden vermeinten. Ich mußte selbst darüber lachen, tat aber nicht dergleichen. Und nachdem ich meinen Kaputrock wieder angelegt, bedankte ich mich für die Aufwartung, ging in die Kirche hinaus, um mein Gebet zu vollenden, und hernach mit dem Wirt ins Logis, wo er mir die Geschichte weitläufig erzählte. Es war unter allen diesen nicht ein einziger, der mich befragt hätte, woher ich käme, oder wo mein Beglaubigungsschreiben wäre, das ich beständig in Bereitschaft hatte, um es vorzuweisen, wenn ich hiezu aufgefordert würde.

Im Logis rechnete ich mit dem Wirte, der mir die Zeche ziemlich hoch machte. Zum Abschied schenkte er ein Glas Malvasier ein, den ich bloß versuchte. Dann ging er mit mir zum Schiffe in Begleitung seines Bruders, des Domherrn. Wir trafen es schon voll Volk an, und der Wirt führte mich ins Innere desselben, in der Meinung, ich sei dort bestens aufgehoben. Ich hatte aber hier nachher keine sondere Freude. Denn als man abstoßen und abfahren wollte, sind allerhand vornehme Herrn dahin gekommen, welche einen fliegenden (?) Tisch zusammentrugen. Jeder hatte seine gewissen Speisen und Wein, einen Tisch, wie er wohl vor Fürsten und Herren hätte hingestellt werden dürfen. Alle machten sich trefflich lustig und anerboten zuweilen auch mir Speise und Trank. Ich bedankte mich aber dafür, wollte nichts annehmen, sondern ich sitzte beständig still in meinem Winkelin, redete bald mit meinen Nachbaren auf kurze Zeit, meistens aber las ich in der Nachfolge Christi und in der hl. Regel. Mitunter unterbrach mich beim Lesen auch der Schlaf, doch nicht lange. Mein Diener aber sitzte unbeweglich neben mir und schlafte fast die ganze Zeit fort und fort, was ich ihm auch nicht wehrte.

Als man nun also fortgefahren war, setzte uns das Schiff endlich bei Höchst am rechten Mainufer an das Bord. Da stieg ich und der größere Teil, der nicht im Schiffe gespiesen, aus, und wir wurden durch die Höchster alsbald in kleinen Schifflin abgeholt und auf die andere Seite geführt. Wir spazierten in die Ortschaft hinauf und begehrten Speis und Trank, was uns alsbald aufgestellt wurde. Während ich aber mit meinem Diener zu Tische sitzen wollte, kam eine alte und 2 junge französische Damen, die auch im Schiff gewesen, in das Zimmer hinein, setzten sich vor uns an den Tisch, nahmen das, was vor uns bereitet war, zu sich und aßen es. Wir mußten es geschehen lassen, bis ein mehreres aufgestellt wurde. Dies bestand in einem kleinen Stück Gizibratis, ein wenig Sauerkraut, samt ein wenig Brod und Wein. Ich trank nicht mehr als ein Glas, und doch mußten wir die Sache ziemlich teuer bezahlen. Wir waren nur eine Viertelstunde außer dem Schiff; wir kamen

nun wieder dahin und fuhren nach Frankfurt zurück, wo wir gegen 6 Uhr abends anlangten. Weil aber das Schiff in der Mitte des Mains aufgefahren war und ziemlich lange stillhalten mußte, bin ich mit meinem Diener in ein kleines Schifflin, deren uns etliche entgegen kamen, gestiegen und ans Ufer gefahren, wo eine unsägliche Volksmenge stand, so daß wir uns ziemlich mühsam durchdrängen mußten. Wir kamen also wieder glücklich in das Karmeliterkloster, wo wir wohl und freundlich empfangen und wieder in unsere alte Herberge geführt wurden. Dort ließen wir uns das Nachtessen auftragen, das uns diesen Abend über die Maßen wohl schmeckte, weil wir vorher lange gefastet. Dabei besuchte uns P. Prior, der gar freundlich mit uns war und bis gegen 9 Uhr uns zusprach, worauf wir nach kurzem Abendgebet zur Ruhe gingen.

Am Osterdienstag, den 4. April, bin ich morgens 5 Uhr schon in die Kirche gegangen und habe dort mein schuldiges Gebet verrichtet und Messe gelesen. Dann ging ich zur Arbeit in unsere Bücherkammer und hernach zu den Buchhändlern. Als ich gegen 12 Uhr wieder ins Kloster kam, befand sich daselbst der Herr Prälat des (1906 nicht mehr bestehenden) Benediktinerstiftes Seligenstadt, das zwischen Frankfurt und Aschaffenburg am Main liegt. Er hatte einen seiner Konventualen und seinen Balbierer bei sich. Ich mußte mit ihnen im Gaststüblin zu Mittag speisen, wobei wir fast 3 Stunden blieben. Nachher ist der Herr Prälat mit den Seinigen wieder in seine Kutsche gestiegen und abgefahren. Ich habe ihm bis zur Kutsche beständig aufgewartet. Dieser Herr Prälat litt dergestalt ganz an Fußgicht, daß er nicht einen Schritt gehen konnte, sondern allenthalben getragen werden mußte. Zu dem Zwecke führte er einen eisernen Sessel mit sich, den man gar bequem zusammenlegen und so ohne Ungelegenheit in die Kutsche hineinbringen und wieder heraus nehmen konnte. In diesem ließ er sich hernach durch seine Bedienten vor der Pforte hinaus zur Kutsche tragen, in die er nicht anders als kriechend hineinkommen konnte. Und so ist er um 3 Uhr mit den Seinen wieder abgefahren. Es war übrigens ein vortrefflicher Mann. Er hatte einen

eigenen Wein in 4 Flaschen mit sich hergebracht und nur von diesem getrunken, nebst Bier von dem Gotteshaus. Dieses Weines wurde auch ich mit andern Tischgenossen teilhaftig. Nachher ging ich wieder zu meinen Geschäften und habe heute nicht wenig ausgerichtet. Heute war die Kälte wiederum sehr streng, obwohl der Himmel hell war.

P. Josephs Bücherhandel in Frankfurt.

Mittwoch, den 5. April. Nachdem ich morgens meine Andachten wieder frühe vollbracht, gingen um 6 Uhr wieder meine Geschäfte an. Unterdessen haben mich zwei Patres von St. Jakobsberg in Mainz begrüßt, die zu mir in die Bücherkammer gekommen, desgleichen Herr Kinchius, ein Abgesandter der Stadt Köln auf den kaiserlichen Reichstag in Regensburg, ein vortrefflicher Mann von ungefähr etlich und 30 Jahren. Im übrigen ist der Tag bei ziemlich warmem Wetter glücklich abgelaufen.

Donnerstag, den 6. April. Ich verrichtete wie gewöhnlich mein Gebet und meine Arbeit. Etwas vor 10 Uhr verfügte ich mich wiederum ins Karmeliterkloster, wo ich dem Prior und Subprior dieses Gotteshauses begrüßte, weil sie diese Stunde nach Köln zum Generalkapitel abreisen wollten. Ich begleitete beide bis zum Mainzerschiff. Beide hatten mir bis dato große Liebe erzeigt. Nachmittags besuchten mich in der Bücherkammer 2 junge protestantische Herrn Pastoren aus der löbl. Stadt Zürich, der eine mit Namen Hirzel, der andere ein Füeßli. Bei ihnen befand sich noch Herr Rittmeister Mayer. Ich ließ ihnen einen Trunk holen und trank ihnen die Gesundheit des löblichen Standes Zürich zu. Desgleichen kam nachmittags ein alter Prädikant von Zürich zu mir, der fast eine ganze Stunde mit mir sich besprach. Diesem habe ich ein Schreiben an unsern P. Peter Kälin nach Hause mitgegeben mit dem Berichte, was der Bücherhandel für einen Fortgang nehme. Es war heute wiederum warm Wetter, obwohl der Himmel ganz mit Gewölk bedeckt war.

Freitag, den 7. April, verfuhr ich bis abends nach meiner Gewohnheit. Als ich dann in mein Logis kam, hat mir der unterdessen daselbst angekommene Herr Prälat aus dem (1906 nicht mehr bestehenden) Benediktinerkloster Amorbach, das im südwestlichsten Zipfel von Bayerisch-Unterfranken liegt, durch einen Boten ansagen lassen, daß ich zu ihm zum Nachtsüpplin kommen solle. Zuerst sagte ich ab, erschien aber, als ich zum zweiten Mal eingeladen wurde. Er empfing mich ganz freundlich, und ließ mich neben sich Platz nehmen. Er trank auf die Gesundheit unseres gnädigen Herrn und Fürsten und hielt mich also auf bis über 9 Uhr. Ich begleitete ihn noch in sein Logis und ging nachher selbst zur Ruhe. Heute war es wieder sehr warm, und es blaste der warme Föhn fast den ganzen Tag.

Samstag, den 8. April, war das Wetter wie gestern, und ich fuhr in meinen Geschäften auf dem gewöhnlichen Wege fort. Als ich beim Handel auf den Gassen hin- und herspazierte, habe ich etliche Musikanten angetroffen, die sich auf zwei Seiten verteilten und mit ihre Stimme schöne Gesätzlin aufgesungen haben. Ich wurde nachher benachrichtigt, es seien arme Studenten, die jetzt vor den Häusern ihrer Guttäter singen, weil ihnen diese wuchentlich einen gewissen Beitrag zur Förderung ihrer Studien geben. Ich sah sie nachher noch mehrmals auf diese Weise. Diesen Tag habe ich aus Einsiedeln von P. Peter ein Schreiben empfangen, worin er mir etwas von unserm gnädigen Fürsten und Herrn und von dessen Romreise berichtete, was mich nicht wenig erfreute.

Weißer Sonntag, den 9. April. Nachdem ich mich durch das hl. Sakrament der Beicht im Karmeliterkloster mit Gott versöhnt und darauf dort Messe gelesen, wurde ich von Herrn Johann Cataneus, einem katholischen Kaufmann aus Straßburg, besucht und in der Stadt herumgeführt. Endlich kam ich in den Dom und habe dort dem hl. Amt, welches vor dem ausgesetzten Altarssakramente gehalten wurde, beigewohnt. Weil aber hier keine Predigt war, spazierte ich von da nach Unserer Liebfrauenkirche, wo ein Weltpriester bereits die Predigt begonnen hatte, der ich bis zu Ende beiwohnte. Als ich hernach

wieder zu den Karmeliten zurückkehrte, luden mich diese Patres mit dem Herrn Prälaten von Amorbach in ihr Klo errefektorium zum Mittagessen ein und setzten mich zu seiner Rechten, wobei er in der Mitte saß. Daneben waren noch 2 oder 3 andere weltliche Herren. Mein Diener saß auch dort und zwar unter den jüngern Fratres. Die Speisen waren für alle durch und durch gleich, 4 an der Zahl, und jede wurde mehr als einmal herumgeboten, so daß sich ein jeder mehr als satt essen konnte, nebstdem gab es einen ziemlich guten Trunk. Was mich bei dieser Tafel am meisten erfreute, war die aufmerksame Bewirtung, welche fort und fort zwei und zwei besorgten. Nachdem wir aufgestanden, begleitete ich den Herrn Prälaten in sein Zimmer, habe dort nochmals seine Gesundheit getrunken und ging dann auf den Markt zur Bücherei, hielt mich aber da nicht lange auf wegen dem hl. Tag und spazierte gleich zur Stadt hinaus auf die Schanzen, um selbige zu besichtigen.

Als wir zur dritten Porte kamen und hinein wollten, wollte uns die Wacht nicht passieren lassen, was uns wieder zur Umkehr nötigte und dort hineinzugehen, wo wir hinausgegangen, was uns auch gelang. Es war nämlich noch dieselbe Wacht daselbst, sie wollte aber gerade abziehen. Und wären wir ein Vater unser länger ausgeblieben, so wäre es ohne Spendieren schwer gegangen, wieder hineinzukommen. Die ganze Stadt ist mit einer ziemlich hohen Schanze umgeben, und um diese ein breiter, tiefer Wassergraben, welcher von verschiedenen Gebäuden, bald höhern, bald niedrigeren besetzt ist.

Wir spazierten also in die Stadt hinein und kamen zur lutherischen Kirche, die vor wenig Jahren auf einem schönen Platze ganz neu erbaut wurde. Dort gingen wir hinein mit bedecktem Haupte und hielten uns den Lutheranern gleich, die in der Kirche herumstanden und miteinander schwatzten. Ich fand aber das Aussehen dieser Kirche, ehe ich zum Altare vortrat, so, daß ich sie eher für eine katholische als für eine lutheranische angesehen hätte; denn es stand zuvorderst im Chor ein schöner, herrlicher, aus schwarzem Marmor gearbeiteter Altar mit einem Gemälde der Todesangst Christi im Ölgarten, zu

oberst ein in Holz aufs beste geschnitztes Kruzifixbild. Vor dem Altar zog sich eine Gallerie aus schwarzem Marmor und kleinen Säulen, die sich über allen Glauben sauber ausnahm. Innerhalb derselben war ein Tisch und ein Sessel, dieser dem Altare zunächst, jener etwas weiter davon weg, und beide waren mit violetbraunem Samt bedeckt. In der Runde des Chores, etwas in der Höhe auf einer Empore, stund eine schöne Orgel, an deren beiden Flügeln der englische Gruß aufs beste gemalt war. Um die ganze Kirche herum lief eine doppelte Empore, auf welcher viel Volk der Predigt zuhören konnte. Die Kanzel steht auf der rechten Seite an der Mauer und ist untersetzt von einer Säule aus vielfarbigem Marmor, die mir über alles wohl gefiel. Der ganze Bau hat ein Holzgewölbe, worauf verschiedene Szenen aus dem alten Testamente gemalt sind. Die Kirche hat einen gar hohen Glockenturm, durch den auch der Eingang in die Kirche ist. Vor der Stadt gibt es viele und weitläufige Lustbaumgärten, die zu dieser Zeit ebensowenig etwas Grünes hatten als die Bäume bei uns.

Nach diesem Spaziergang kehrte ich wieder ins Karmeliterkloster zurück. Ich war ganz müde, besonders weil ich ein paar neue Schuhe, die ich von Einsiedeln mit mir genommen, angelegt. Sie peinigten mich schmerzlich, so daß ich nicht weiter zu gehen vermochte. Ich setzte mich auf einen Stuhl und schlafte ein wenig bis zur Vesper, etwa eine halbe Viertelstunde. Darauf ging ich zur Vesper in die Kirche, betete meine Vesper, Complet und die Mette und verblieb so lange vor dem hochhl. Altarssakrament, welches öffentlich ausgesetzt war, bis der ganze Gottesdienst ein Ende nahm. Die übrige Zeit vor dem Essen stellte ich mich nachher im Kreuzgang auf und betrachtete dort die gar artlichen, kunstreichen Mauergemälde, wie ich das mehrmals tat; denn sie sprachen mich je mehr und mehr an. Von da holte mich P. Vikar zum Nachtessen ins Klosterrefektorium, wobei auch der Herr Prälat von Amorbach war. Sie stellten nicht mehr auf als 2 Speislin mit Salat, samt Wein und Brod. Nachher begleitete ich den Herrn Prälaten in sein Logis und schwatzte mit ihm bis fast um 10 Uhr, wo ich gute Nacht

wünschte und zur Ruhe ging. Dieser Tage haben in Frankfurt 2 Personen im Kriege gedient, von denen die einte eine Weibsperson, in Mannskleidern verstellt, gewesen ist. Dies wurde erst in den letzten Tagen kund. Der Mann sollte gefänglich eingezogen werden, entrann aber und ließ die gute Jungfer sitzen. Sie soll von Brüssel aus einem adeligen Haus entstammen und von ihm verführt worden sein. Wie der Handel endlich ausgeschlagen, ist mir nicht kund geworden.

Montag, den 10. April. Nachdem ich um 5 Uhr Messe gelesen, führte mich P. Adrian in die Klosterbibliothek, die mit allerhand kostlichen Büchern wohl versehen ist. Weil die Lutherischen heute ihren Ostermontag und deswegen Feiertag hatten, verschloß ich mich sodann mit meinem Diener in unsere Bücherkammer und kollationierte(?) etliche Bücher. Um 11 Uhr ging ich wieder ins Kloster, wo mich P. Vikor wiederum zum Klostertisch führte, an dem sonst niemand Fremder spies; er gab Erlaubnis zum Reden, hielt mich gar wohl und ließ zum dritten Mal wiederum einschenken. Ursache hievon war, daß den Karmelitern jeden Monat gewöhnlich ein Erholungstag zugegeben ist. Sie hatten dabei sämtlich eine vertrauliche Freude, so daß ich mich daran nicht wenig erbaute. Nach dem Mittagessen ging ich wieder meinen Geschäften nach, durfte aber wegen des lutherischen Feiertages nicht handeln. Das Nachtessen nahm ich in meinem Zimmer mit meinem Diener allein, der Herr Prälat von Amorbach mit den Seinen ebenfalls allein. Die Patres Karmeliten aber hatten etliche Kaufherrn in ihrem Refektorium, welche Speis und Trank mit sich gebracht und die Karmeliter gar kostlich hielten. Diese Kaufherrn wollten keine andern als Karmeliten am Tische haben, sonst wäre ich auch zum Tische der Karmeliten gegangen. Der Tisch dauerte bis gegen 10 Uhr in der Nacht, ich aber bin abends 8 Uhr zur Ruhe gegangen.

Dienstag, den 11. April, verrichtete ich verschiedene Geschäfte. Heute wollten die Buchhändler unsern Büchern stark nachfragen, die bis dato ziemlich stecken geblieben.

Mittwoch, den 12. April. Weil nun meine Geschäfte bis dato mehrerenteils richtig geworden, hat mir die Zeit angefangen lang zu werden, so daß ich endlich nichts anderes zu tun wußte, als dem Herrn Lehrser von Zürich seine Bücher einpacken zu helfen. Dadurch war ich ihm mit meinem Diener sehr willkommen. Auf den Abend spazierte ich auf den Römerberg mit dem dreigiebeligen „Römer" oder Stadtradthaus, worin die deutschen Könige gewählt zu werden pflegten. Da fragte mich ein ziemlich alter Weltpriester, der ziemlich viel Gefolge bei sich hatte, woher ich sei. Als ich antwortete, ich komme aus der Schweiz, fragte er abermals, welchem Orden ich denn angehöre. Ich sagte, ich sei ein Benediktiner. Da machte er mir eine tiefe Reverenz und wandte sich wiederum von mir ab. Ich fragte nachher bei etlichen Herrn, wer er gewesen, konnte es aber nicht erfahren. Diesen Tag habe ich wieder an Herrn Joh. Heidelberger nach Heidelberg geschrieben und ihm berichtet, daß ich künftigen Sonntag, den 16. April, gegen Abend mich in Ladenburg einfinden würde, wo ich entweder seine liebe Gegenwart oder wenigstens eine Antwort auf das ihm von Einsiedeln überbrachte Brieflein erwarte. Ich übergab das Schreiben der Post, so daß es ihm also unfehlbarlich zugekommen ist.

Donnerstag, den 13. April, machte ich unsere beschädigten und die sonst noch übrigen Bücher ordentlich zusammen und stellte sie zur Verwahrung in das Büchergewölbe des Herrn Bodmers von Zürich. Als dies fertig war, hatte ich wieder lange Zeit, spazierte deshalb hin und her und wohnte in Unserer Liebfrauenkirche dem hohen Amte bei. Ich hatte auch Gelegenheit, die Buden des einen oder andern Apothekers und Materialisten zu besichtigen. Ich traf bei ihnen allerlei Raritäten an als: Papageien, Indianische Raben, Paradiesvögel, item wunderliche, seltsame Meerfische, Krokodile, Salamander, Ichneumon und anders dergleichen mehr. Hiebei vergaß ich den Verdruß allseitig.

Freitag, den 17. April, habe ich frühe einen Einpacker für unsere Bücher gesucht, aber keinen angetroffen, so daß wir

endlich gezwungen wurden, dies selber unter unsere Hand zu nehmen. Es ging aber gar schlecht vorwärts, und ich mußte bei der schweren Arbeit, die wir dabei gehabt, mitunter selber lachen. Damit aber die leeren Lücken angefüllt würden, und die Bücher destoweniger verdorben würden, habe ich ein paar Büschel Stroh dazu gekauft, wofür ich 4 Kreuzer bezahlen mußte. Und doch war es nur eine halbe Welle Stroh und vielleicht noch weniger. Das Stroh ist also in Frankfurt ziemlich teuer. Doch verpackten wir heute endlich ein Faß Bücher; es überblieben aber noch eine Anzahl Bücher, für die wir wieder ein absonderliches Fässel kaufen mußten. Wir probierten auch dies einzufüllen. Unsere Kräfte dazu waren aber so schwach, und wir so ermüdet, daß wir das bis nächsten Morgen eingestellt bleiben lassen mußten.

Abschied in Frankfurt.

Samstag, den 15. April, war der Tag, wo wir wieder von Frankfurt abreisen sollten. Wir wandten allen Fleiß an, einen Packer zu bekommen, und wir hätten ihn gerne doppelt bezahlt. Es wollte sich aber niemand unser erbarmen, und so mußten wir wiederum ans Brett und eigenhändig einpacken; denn die Packer hatten alle viel Arbeit anderswo bei ihren Buchhändlern. Sie wollten dieser Kunden nicht gern verlustig gehen und uns als Unbekannten, die vielleicht Frankfurt nicht mehr sehen würden, nicht zu Hilfe gehen. Nach langer, vieler und verdrießlicher Arbeit ist endlich alles richtig geworden und zugeschlossen, gezeichnet, numeriert und dem Fuhrmann überliefert worden, um es baldigst nach Zürich zu bringen.

Nachher wollte ich den edlen gläsernen Pokal haben, den ich vor 3 Tagen beim Diener des Schriftgießers Herrn Adolf Schmidt außerhalb am Main bestellt hatte. Ich hatte befohlen, noch ein Muttergottesbild und das Wappen unseres gnädigen Fürsten und Herrn, sowie unseres Gotteshauses nebst andern Zieraten darauf einzuschneiden. Er versprach, es mir bis heute morgen um 6 Uhr in die Hand zu liefern. Ich lauste deshalb

zum zweitenmal auf den Platz hinaus, fand aber den Kerl nirgends, so daß ich zu argwöhnen anfing, er werde mir die 2 Gulden (fl., Florin), die ich ihm auf die Hand (Capparra) gab, veruntreuen wolle. Nachdem ich lange hin und her geloffen, habe ich den heillosen Tropfen endlich im Hause seines Prinzipals, des Herrn Adolf Schmidt, erfragt und mit sehr hitzigem Angesicht angeredet, warum er mir die bestellte Arbeit auf den bestimmten Termin nicht einliefere. Er möge somit das Glas behalten und mir die Gulden wiederum herfürgeben, die ich ihm auf die Hand gegeben. Der arme Kerl war ganz erschrocken; er wußte keine andere Entschuldigung, als er habe nicht gemeint, daß ich so bald abreisen werde. Ich sah, daß hieraus nichts anderes als große Verlegenheit erfolgen werde; ich begehrte mit Herrn Adolf selbst zu reden und zu verhandeln, damit ich desto sicherer sein könnte. Dieser kam und war ebenso verdrießlich ob dem heillosen Tropfen als ich selber und strafte ihn mit Ernst wegen seines Fehlers. Endlich erfand ich dieses Auskunftsmittel und bat den Herrn, er solle dem Diener oder Glasschneider selber Befehl geben, das Glas manierlich und wohl zu schneiden. Hernach soll er es franko nach Basel liefern, allwo ich ihm wiederum 10 fl. in Reichswährung wolle bezahlen lassen, wenn es ganz dahin komme. Sollte es aber dort gebrochen sein, so solle er die zwei auf die Hand gegebenen Florin als Schadenersatz behalten, ohne daß ich weiters etwas zu bezahlen schuldig sei. Er war damit wohl zufrieden und machte mir eine Handschrift, und ich ihm auch eine Gegenversicherung, und so kamen wir endlich nach langem von einander.

Unerfreuliche Abrechnung.

Hierauf ging ich in das Karmeliterkloster und bat, mir das Mittagessen aufzustellen, was alsbald geschah. Indessen dachte ich nach, was für eine Bezahlung ich für meinen Tisch machen sollte. Ich glaubte, mit 12 Florin in Reichswährung würde ich mehr als genug bezahlen. Dieser Meinung war auch mein Diener. Ich legte also dieses Geld beiseite, um es desto

eher in Bereitschaft zu haben. Ich bildete mir ein, dies sei für die zum größten teil gar schlechte Bewirtung nur gar zu viel, und ich werde damit wohl ankommen. Unterdessen kam der P. Prokurator (Schaffner oder Küchenmeister) zu mir aufs Zimmer, setzte sich zu mir und war freundlich. Ich begehrte von ihm, er möge mir die Zeche machen und befehlen wollen, was ich zahlen solle. Er antwortete, P. Prior habe mir ja schon vorher selber gesagt, man fordere von mir nichts, sondern überlasse es meinem Ermessen. Ich bat um Vergebung, es wäre mir lieber, wenn man mir die Zeche machen würde, ich wüßte mich dann desto bester darnach zu richten. P. Prokurator wollte aber kurzum nichts sagen und überließ es meinem Gutdünken.

Nachdem ich mir nun mit Speise und Trank genug getan hatte und zum öftern um die Zeche gebeten, ohne etwas auszuwirken, bin ich aufgestanden und übergab dem P. Prokurator folgende beiseits liegenden Bücher: 1 Exemplar des Werkes über das Konzil von Trient (1545—1563) von Fürstabt Reding, Folioformat in 5 Bänden; 1 Exemplar des Werkes Verteidigung der Kirchenannalen des Kardinals Baronius († 1607), in Folioformat, von Fürstabt Reding; 1 Exemplar der Abhandlungen über die von Reformatoren angegriffenen Glaubensartikel, in Folioformat, von Fürstabt Reding; und 7 Exemplare „Seelenspeise". Ich sagte, diese Bücher verehre ich aus Dankbarkeit in ihre Bibliothek. Und indem ich ihm 11 Florin in Reichswährung in die Hand drückte, den 12ten aber dem Bruder Koch geben wollte, sagte ich, hiemit wolle ich ein Zeichen meiner Dankbarkeit an den Tag legen, weil man mir doch keine Zeche machen wolle. Und unsere liebe Einsiedlische Gnadenmutter möge eine reiche Vergeltung erbeten! Der P. Prokurator nahm dies von mir an, ich aber nahm Abschied mit dem Willen, desgleichen bei dem hochw. P. Vikar abzugnaden. Ich ging also in Begleitung des P. Prokurator das Haus hinunter ins Konvent, wo ich den P. Vikar gleich antraf, und ich wollte ihm das „Behüt Euch Gott" sagen. P. Vikar erschrack und fragte mich in allem Ernst ganz hitzig: Ist aber der P. Prokurator befriedigt?

Ich weiß es nicht, sagte ich; weil man mir keine Zeche machen wollte, habe ich bezahlt, was ich verzehrt zu haben vermeinte. Wenn dies aber nicht genug sei, so wolle ich dazutun, bis es genug sei. P. Vikar war hierüber ganz unwillig, lief stracks vor mir die Stiege hinunter, suchte den P. Prokurator und fragte ihn, was ich bezahlt. Und als er erfuhr, daß ich ihm nur 11 Florin bezahlt, ward er ganz erbittert, lief eilends die Stiege wieder hinauf bei mir vorbei. Ich fragte ihn: P. Vikar, wie steht es mit dem Handel? Wenn Sie nicht zufrieden sind, so beliebe man es nur anzuzeigen, und ich will eher zu viel als zu wenig bezahlen. Er wartete nicht einen Schritt, sondern schnurrte hitzig bei mir vorbei mit folgenden Worten: Unsere hiesigen Metzger nehmen uns keine Bücher ab, sondern wir müssen alles bar bezahlen. Hierauf trat er in das Zimmer des P. Adrian und ließ mich draußen stehen. Unterdessen kam der P. Prokurator auch hinauf, mit dem ich wiederum mich besprach, ob man zufrieden sei oder nicht. Weil man von mir nichts fordern wolle, hätte ich gegeben, was ich für billig und recht erachtet.

Der gute Pater war ganz erschrocken; er sah, daß ich mit Ehre Abschied nehmen wolle. Und er wollte doch nicht sagen, daß ich mehr geben solle, sondern sagte nur, er fordere nichts, er habe nur auf die von P. Vikar gestellte Anfrage geantwortet, daß er von mir 11 Florin empfangen habe. Unterdessen ging P. Vikar wieder aus dem Zimmer des P. Adrian, er wollte wieder an mir vorbeilaufen, ich aber redete ihn abermals an, man solle mir nur meine Zeche machen, dann wüßte ich, ob ich genug oder nicht genug bezahlt habe. Er aber schnurrte vorbei mit der Antwort, habe dies P. Prior meinem Ermessen überlassen, so bleibe es dabei . . . Er redete viel mit sich selbst und lief mit großem Unwillen stracks die Stiege hinunter. Dies peinigte mich sehr, und es war mir herzlich leid, daß ich mit solchem Unwillen aus diesem Gotteshaus abreisen sollte, wo ich bis dato alles Liebs und Guts empfangen. Ich ging deshalb nochmals zu P. Adrian und zwar in Gegenwart des P. Prokurators und sagte zu ihm: Mein P. Adrian, ich bitte um Gotteswillen, der Pater sage mir doch vertraulich, ob ich recht oder

unrecht daran sei. Weil man mir die Zeche nicht habe machen wollen, so hätte ich also meine Rechnung nach unserem Vaterlandsgebrauch gemacht. Ich bin schien 3 Wochen oder drittehalb Wochen hier gewesen mit samt einem Diener. Bei uns zu Einsiedeln hätte, wenn die Bewirtung die gleiche gewesen, wie ich sie hier gehabt, nicht mehr als in der Woche für jeden ein Reichsthaler bezahlt werden müssen oder höchstens 2 Florin. So treffe es für diese Zeit 12 Florin, wovon ich 11 dem P. Prokurator gegeben, den 12ten aber hätte ich dem Koch geben wollen. Die Bücher aber sei ich gesinnt gewesen als „Letze" zu hinterlassen, weil es gebräuchlich sei, eine Letze zu geben. Und nun müsse ich vernehmen, daß P. Vikar sehr übel zufrieden sei, ich könne aber nicht wissen, warum. Ich sei mit einem guten Namen hieher gekommen und ich wolle auch wiederum mit einem guten Namen von hier abreisen. Hernach sagte mir P. Adrian: Weil mich Eure Wohlehrwürden so vertraulich angefragt, so will ich auch vertraulich antworten: Sua admodum Rev. Dominatio ad minimum solvere debet pro una persona in hebdomada 3 thaleros, Eure wohlehrwürdige Herrlichkeit sollte für eine Person per Woche zum mindesten 3 Thaler bezahlen. Und er repetierte dies mehrmals.

Ich erschrak sehr ob dieser Forderung und wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich fand, daß die Bewirtung, die ich gehabt, bei weitem nicht eine solche Bezahlung wert gewesen sei, und erachtete die Forderung wider alle Billigkeit. Endlich faßte ich mich und machte die Rechnung und sagte: Nun, mir liegt nichts an einem Thaler mehr oder weniger. Ich will es geben. 3 Wochen per 6 Thaler für zwei macht 18 Thaler. Ich will zwanzig geben, damit mir nicht gesagt werden kann, ich habe zu wenig gegeben. Ich ging damit beiseits und zählte dem P. Prokurator die 20 Thaler nacheinander vor. Er nahm sie zwar, aber nach meiner Beobachtung etwas erschrocken an. Als ich fertig war, sagte ich: Jetzt weiß ich, daß ich genug und über genug bezahlt habe. Weil ich aber vernehmen mußte, daß die Bücher, die ich zur Verehrung zurücklassen wollte, nicht angenehm seien, indem P. Vikar mir vorgeworfen, die Metzger

nehmen zu Frankfurt keine Bücher, so nehme ich die Bücher wieder zu meinen Handen, bitte aber, sich mit denselben zu gedulden, bis ich anderwärts werde Anordnung gemacht haben, wo sie hinzutun seien. Ich bedankte mich übrigens und zeigte Gutmütigkeit. Wenn jedoch P. Prior hier gewesen, wäre ich unfehlbarlich mit besserem Troste und Genugtuung abgereist. Sie begleiteten mich bis zur Porte, wo der Portner, dem ich noch absonderlich etwas zu verehren gesinnt war, auf ein Geschenk rechnete. Ich aber hatte mich eines andern besonnen und vermeinte bei so teurer Rechnung, Letzi und Verehrung übergenug bezahlt zu haben. Ich tat, als ob ich es nicht merke, und ging also ungefähr um 12 Uhr fort.

Als ich zur Kutsche kam, die beim Basler Hof stand und auf uns wartete, war von der Kompanie noch niemand anwesend, und ich mußte mich mehr als eine Stunde gedulden. Nachdem nun alles bei einander war, und wir abfahren wollten, kam P. Adrian und P. Prokurator eilends gegen die Kutsche und begehrten mit mir ein Wörtlein zu reden. Ich war ihnen alsbald zu Willen und ging mit ihnen abseits. Sie brachten vor, P. Vikar habe sie geschickt, mir wiederum 8 Thaler herauszugeben, wenn ich sie annehmen wollte. Ich antwortete, mir liege wenig an 8 oder 10 Thalern, ich müsse deswegen Gottlob nicht betteln, sondern habe Mittel, wiederum nach Hause zu kommen, wenn der liebe Gott Glück gebe; hätten sie so viel fordern dürfen, wie dies bei uns eine gar ungebührliche Zeche wäre, so sei mir nicht so viel daran gelegen gewesen, sie zu bezahlen. Allein ich hätte nicht gemeint, daß ich mit solchem Unwillen von da abreisen müßte, indem ich bis zur Stunde nichts anderes als alles Liebs und Guts erfahren, jetzt aber reise ich mit Kränkung ab, was ich alles dem lieben Gott befehle. Weil P. Vikar mir gesagt, ihre Metzger nehmen keine Bücher zur Bezahlung an, so bitte ich, mir die Bücher, die ich verehren wollte, nur in Verwahrung zu nehmen bis zur zukünftigen Messe, weil diesmal keine Gelegenheit mehr sei, sie zu den unsrigen zu tun, oder sie sollen dieselben dem Herrn Frießen oder dem Herrn Kinchio oder dem Herrn Bergis übergeben, die

mir dieselben schon aufbehalten und anderwärts verkaufen würden. Hier fiel mir P. Adrian in die Rede: Euer Wohlehrwürden, ich bitte um Verzeihung, ich habe von den Büchern nichts gewußt, wir wollen sie gerne annehmen. Nein, antwortete ich, es bleibt bei dem, was ich gesagt; Ihr habt jetzt das Geld dafür. Ich bedankte mich nochmals und nahm Abschied, sie aber baten, ihnen das, was vorgegangen, nicht zu verunguten, es sei ihnen leid. In Gottes Namen, sagte ich, es ist geschehen, und ich stieg also in die Kutsche, und wir fuhren fort. So bin ich also mit großem Leid und Unwillen von Frankfurt abgereist ungefähr um 2 Uhr nachmittags bei schönem, hellem Wetter.

Von Frankfurt nach Strassburg.

Reise-Gesellschaft bei der Heimfahrt.

Wir hatten jetzt teilweise eine andere Kompanie als in der Herreise, und zwar folgende Herren: Herr Melchior Birr, Herr Ludwig König, Herr Ludwig Johann König von Basel; item Herr Heinrich Goßweiler, Senior, Herr Heinrich Goßweiler, Junior, Herr Kaspar Hirt, Herr Theodorikus Lehrser, alle von Zürich; item Herr Felix Gintelsperger von Bern und noch ein unbekannter, gemeiner Mann von Straßburg und ich mit dem Diener, zusammen 11 Personen samt dem Kutschenpatron und dem Kutschner. In dieser Kompanie verreisten wir, wie gesagt, um 2 Uhr von Frankfurt weg nach Eberstadt, wo wir nachts um 9 Uhr ankamen. Ich nahm mit meinem Diener einige Erfrischung und wir legten uns in einem absonderlichen Zimmer auf das dort zugerüstete Stroh zum Schlafen nieder.

Sonntag, den 16. April, fuhren wir morgens 5 Uhr wieder fort, und zwar ich und mein Diener nüchtern, die andern aber nahmen alle ein Frühstück. Von Eberstadt ging es über Zwingenberg, Auerbach, Bensheim bis Heppenheim, wo ich mit dem Diener ausstieg. Wir bestellten im Wirtshaus ein Süpplin, hernach spazierten wir in die Kirche hinauf, wo ich Messe las,

dann kamen wir wieder zum Wirtshaus und nahmen das Mittagsüpplin ein. Es bestand in einer Fleischsuppe, einem Stücklin Rindfleisch und etwas Kälberbraten und einer halben Maß Wein. Von da gingen wir über Laudenbach, Hemsbach bis Weinheim, einem kleinen, lutherischen Dorf, wohin unterdessen meine Kameradschaft vorgefahren war und das Mittagessen hielt. Weil ich aber wegen dermaliger, absonderlich großer Hitze und strengem Marsch ziemlich ertrocknet war, habe ich mit meinem Diener ein Stozen Wein und Brot uns geben lassen, was zusammen 3 Kreuzer gekostet. An diesem Orte haben wir einen gebornen Franzosen angetroffen, der ein Kaufmann von Lyon war und zu Pferd seine Reise fortsetzte. Er war bei einer andern Kompanie gewesen. Weil aber sein Pferd wegen urplötzlichem Zufall etwas unpäßlich geworden, hatte er seine Kompanie verlassen müssen und reiste jetzt ziemlich weit mit uns. Um 2 Uhr ist die ganze Kompanie wieder in die Kutsche gesessen, abgefahren und in das Städtlin Ladenburg gekommen, welches halb katholisch, halb lutherisch ist. Dort haben wir beim Wirtshaus zum Staren zugerufen, ob niemand von Heidelberg angekommen wäre, und ob kein Brief da sei, der mir oder nach Einsiedeln ins Schweizerland gehöre. Es wollte aber weder dieser noch ein anderer Wirt etwas wissen, so daß wir es für besser fanden, wieder weiter zu reisen, als uns hier lange vergeblich zu säumen. Hiemit ist mir die Hoffnung, die ich und andere Herrn betreffs der Umkehr des Herrn Heidelberger gehabt, ganz und gar entfallen, so daß ich jetzt seinetwegen ganz untröstlich war. Doch hinterließ ich den Auftrag, wenn diesen Abend etwas ankomme, solle man es auf meine Rechnung durch einen Expreßboten mir nachschicken. Aber auch dies erfolgte nicht.

Nachdem wir außerhalb Ladenburg an den Neckarfluß kamen, mußten wir fast eine halbe Stunde auf das Schiff warten. Endlich sind wir hinübergeführt worden und wir haben jenseits des Flusses miteinander einen Trunk genommen, was aber nicht lange währte; denn wir fuhren wieder alsbald fort und kamen nach Hockenheim, wo wir von weitem ein starkes Feuer sahen, ohne aber erkennen zu können, was es wäre. Beim

Tisch habe wir alle zusammen gespeist, wobei noch andere Herrn waren, besonders ein junger, französischer Herr, welcher mehr einem Sperber als einem Menschen gleich tat. Was er ansah, hielt er so scharf im Auge, als ob er es durchdringen wollte. Hierüber habe ich und andere Herrn Tischgenossen manchmal voll gelacht. Nach dem Essen führte man uns ins Zimmer, wo wir schlafen sollten. Es war rohes Stroh zugerüstet, worin wir uns diese Nacht wieder leiden mußten. Die Franzosen, die etwas vor uns dahin kamen, haben gute Betten angetroffen.

Montag, den 17. April, sind wir morgens um 6 Uhr von Hockenheim abgereist und innert anderthalb Stunden nach Waghäusel gekommen, welches ein Kapuzinerkloster ist. Hier hätte ich gar wohl Gelegenheit gehabt Messe zu lesen, wenn ich gewußt hätte, daß dieser Ort so nahe wäre. Deshalb schmälte ich bei mir selbst über meine lutherische Kompanie, daß sie mir dies nicht gesagt. Ich glaube wohl, daß sie mir diese Posse mit Fleiß angespielt haben. Es war jetzt aber nicht mehr zu helfen, und ich mußte die hl. Messe zu meinem höchsten Leid aufschieben. Um 12 Uhr kamen wir zu Linkenheim an, wurden wohl gehalten und nach 2stündigem Aufenthalte reisten wir um 2 Uhr von da nach Rastatt, wo wir abends 9 Uhr anlangten. Dort kehrten wir zu bei Herrn Bürgermeister Mok, bei dem wir in der Hinreise auch zugesprochen hatten. Wir wurden jetzt sowohl wie vormals aufs beste bei ihm gehalten. Zu nacht hatte ich ein absonderliches Zimmer und ruhte gar trefflich aus. Ehe wir aber zur Ruhe gingen, haben die Unkatholischen nach ihrem alten Brauch noch gar unsauber, unlustig miteinander geredet, was mich nicht wenig kränkte, so daß ich mich schämen mußte, unter ihnen zu sitzen. Ich konnte aber nichts dawider.

Dienstag, den 18. April, stund ich morgens um 4 Uhr auf, und nachdem ich mein Morgengebet verrichtet und meine andern Schuldigkeiten gebetet, ging ich mit meinem Diener der Pfarrkirche zu, wohin mich der Sigrist, den ich gestern in Kenntnis setzen ließ, abholte. Unterdessen frühstückten meine andern Kameraden. Wir aber blieben beide nüchtern und reisten um 6 Uhr zu unserer großen Befriedigung beim Städtlin

Hügelsheim vorbei, wo wir etliche junge Knaben auf der Straße antrafen, die bald auf den Kopf gestanden, bald gepürzlet sind und ein Rad gemacht, bald gesungen haben. Sie wiederholten mehrmals:

Grüß Euch Gott, Ihr Herrn,
Dank Euch Gott, Ihr Herrn,
Werfen s'Geld aufs trockene Land,
Geb Euch Gott Glück ins Oberland.

Sie vermeinten damit von uns einen Pfennig zu erhalten, was dann auch geschehen. Dergleichen Knaben gab es gar viele, und wir hatten dabei nicht wenig Freude. Dies hatten wir bei der Hinreise wegen großer Kälte und wegen des eben damals gefallenen Schnees nicht gesehen. Von da kamen wir ungesäumt durch Stollhofen, Lichtenau, endlich nach Rhein Bischofsheim zum hohen Steg. Hier bemerkten wir den Gullitanz, den sie jährlich am Kirchweihtag zu halten pflegen. Dies geschieht unter folgender Zeremonie. In einem gemeinen Hause kommen die jungen Knaben und Töchter zusammen, um den sogenannten Hennentanz zu tun. Hiebei wird in der Mitte ein lebendiger Hahn an einer langen Stange zu oberst angebunden und mit allerhand schönen Bändern und Blumen geziert, um den herum die genannten jungen Leute nun tanzen. Wer nun von den Knaben beim Tanzen seine Mittänzerin am höchsten zu lupfen vermag, dem wird dieser Hahn zum Gewinn, und er bleibt dieses Jahr steuerfrei und genießt noch andere Freiheiten. Und damit alles recht und gebührend vor sich gehe, wohnen etliche von den Vorgesetzten diesem Tanze bei, die das Urteil sprechen müssen, wer den Hahn zu ziehen habe. Wenn dann alles fertig ist, nimmt der Obsieger den Hahn samt der Stange, trägt ihn unter dem Volkszulauf nach Hause oder wohin er will und macht sich lustig. Damit nimmt diese Feier ihr Ende. Diesem Spiele haben etliche meiner Kameraden zugesehen.

Nachdem wir hier zu Mittag gespiesen, verreisten wir um 3 Uhr und kamen abends 7 Uhr glücklich zu Straßburg an. Wir kehrten beim Rappen zu, wurden gar höflich empfangen und wohl gehalten. Dort spies ich mit der Kompanie, mein

Diener aber stand alleweil draußen und versuchte nicht einen Brosamen, ich weiß aber nicht, warum. Zur Nachtherberge hatten wir beide ein absonderliches, schönes Zimmer, das mit edelster Stuccatur- oder Gipsmörtelarbeit verziert war; dargestellt waren der Englische Gruß, die Geburt Christi Jesu unseres Herrn und andere Lebensgeheimnisse desselben. Wir mußten aber auch lange auf das Zimmer warten.

Bei den Vätern Kapuzinern in Strassburg.

Mittwoch, den 19. April, ging ich um 6 Uhr, nachdem ich meine Schuldigkeiten gebetet, zu den Vätern Kapuzinern, verrichtete die hl. Beicht und las Messe. Dann führten mich auf Befehl des P. Guardian P. Landolin und Br. Nikolaus in der Stadt herum, dann auf den Wall und in die sehr schöne Citadelle oder Festung, wo uns wegen P. Landolin erlaubt wurde, auf dem ganzen Wall herumzugehen und alles zu sehen, was da nur zu sehen war. Ich wollte die Festung gerne beschreiben, allein dies ist wegen Kostlichkeit des Werkes nicht möglich. Es kann sich niemand einbilden, was das für ein Werk ist, als wer es mit eigenen Augen gesehen. Nachdem ich alles gesehen, bin ich mit beiden wieder in die Stadt gegangen, wo mir P. Landolin den Platz zeigte, auf welchem dieses Jahr das Kapuzinerkloster gebaut werden sollte. Dann zeigte er mir das Zeughaus, das ich ganz durchging. Und obwohl der größere Teil des groben Geschützes anderswohin verschleppt wurde, konnte ich dennoch aus dem Gesehenen schließen, wie billig das Straßburger Geschütz so hoch geachtet werde. Jüngst kam besonders eine gar große Anzahl von Feuerrohren auf Befehl des französischen Königs Ludwigs XIV. dahin. Diese standen im Zeughause zu Hunderten bei einander.

Unterdessen lauste die Zeit, und ich mußte mit den Kapuzinern in ihr Kloster zum Mittagessen gehen. Dort setzte mich der P. Superior oben an den Tisch und tat mir große Ehre an; er trinkte auch auf gute Gesundheit unseres gnädigen Fürsten und Herrn und des ganzen Konvents. Herr Zohler verehrte

mir auch wegen den Vätern Kapuzinern 4 Kanten des edelsten weißen und roten Weines, eine katholische Jungfrau auch etliche Kapaunen (Hahn) und einen schönen Kälberstierbraten. Bei dem und anderem, das mir auf aufgestellt wurde, habe ich mich trefflich erlustiget und erquickt. Nach dem Mittagessen nahm ich von P. Superior Urlaub, der mich bat, ihn unserm gnädigen Fürsten und Herrn ganz demütig zu empfehlen: . Ich ersuchte ihn um 2 Patres, die er mir geben möchte, um mit ihnen in den Dom hinaufzuspazieren. Dies verwilligte er gar gern. So ging ich von dannen und zwar mit großer Danksagung für die mir erwiesenen Guttaten. Mit den 2 Patres spazierte ich nun zum Dom hinauf; wir stiegen auch auf den Turm und von da gingen wir zur Orgel, die ich selbst gespielt habe. Die größte Glocke, die fast die Weite und den Ton der unsrigen besitzt, soll 170 Zentner halten. Während wir ober (dem Kessel) der großen Glocke spazierten, habe ich da den einen und andern bekannten Herrn getroffen, die zu meiner Begrüßung hinaufgestiegen und mit mir sehr freundlich waren, unter ihnen. besonders Herrn Paulus Kopp, der unlängst eine junge Tochter nach Einsiedeln empfohlen, die gar übel daran gewesen. Nachdem aber der Exorzismus bei ihr angewendet worden, hat es sich mit ihr ganz gebessert. Diese Tochter traf ich nachher im Dome an. Ich kannte sie nicht, wohl aber sie mich und sie begrüßte mich ganz freundlich. Sie trug mir auf, unsern P. Raphael Gottrau, besonders aber unsern Herrn Dekan P. Christoph von Schönau († 25. Okt. 1684), zu grüßen und sie ihnen zu empfehlen, was ich auch zu tun versprach.

Nachdem ich mich hier eine ziemliche Zeit gesäumt, war es daran, mich zur Abreise zur rüsten. Ich ging also im Geleite der Väter Kapuziner und des genannten Herrn Paul Kopp in unser Logis zum Rappen, wo meine Kompanie schon reisefertig war. Herr Paulus ließ mir noch ein Glas Wein zubringen und trinkte unseres gnädigen Herrn und Fürsten gute Gesundheit. Ich aber trank auf seine Gesundheit, und nachdem ich mich für diese Ehre bedankt, auch den Vätern Kapuzinern abgegnadet und die Zeche, die ich am vorigen Tag verzehrt,

bezahlt hatte, bin ich mit meiner Kompanie in die Kutsche gesessen und um 3 Uhr bei gutem Wetter von Straßburg abgefahren. Um 7 Uhr kamen wir nach Krafft, wo wir eine Anzahl Bauern und verschiedene Jäger antrafen, die fast das ganze Haus inne hatten und erbärmlich gejolt und getobt haben. Das stellte uns in Sorgen, wir würden eine unruhige Nacht haben. Nachdem ich aber meine Mette gebetet, ist der Lärm allgemach verstummt; wir aßen zur Nacht und gingen zur Ruhe. Während wir aber vermeinten, allerseits wohl versorgt zu sein, kamen die genannten Jäger unversehens wieder ins Haus und wollten unser Logis und Lager in Beschlag nehmen. Sie kamen auch mit allen Kräften an unsere Türe, sie rannten dieselbe auf und glaubten uns zu erschrecken. Wir aber taten, als sehen wir sie nicht; dann kehrten sie wieder zurück und ließen uns in Ruhe.

Markolsheim im Elsass.

Donnerstag, den 20. April, stunden wir morgens um 4 Uhr alle auf, und ich mußte gleich den andern die Rechnung bezahlen, obwohl ich nichts anderes als allein die Suppe versucht; ich empfand nämlich Unwohlsein und wurde davon ziemlich geplagt. Um 5 Uhr verreisten wir und kamen um 11 Uhr ins Dorf Markolsheim, wo ich alsbald nach dem Sigrist schickte, damit er mir die Möglichkeit, Messe zu lesen, verschaffe. Dieser machte ziemlich lange Schwierigkeit, berichtete dann dem Herrn Pfarrer, welcher Dekan und Erzpriester war, und bei dem eben ein Gast zu Mittag speiste, nämlich der Herr Prälat aus dem, mitten zwischen Straßburg und Kolmar an der Ill gelegenen, schon im 7. Jahrhundert gegründeten (später in der französischen Revolution aufgehobenen) Benediktinerstifte Ebersmünster. Der Erzpriester erlaubte es mir nicht sofort; er schickte den Kammerdiener des genannten Herrn Prälaten, um zu sehen, wer da wäre und noch so spät Messe lesen wolle; denn es war schon halb 12 Uhr. Dieser begrüßte mich freundlich, fragte aber weiter nichts als, ob es nicht zu spät sei. Ich

antwortete, es sei noch nicht 12 Uhr, ich bitte darum; wenn man es mir aber nicht zugebe, so müsse ich es dem lieben Gott befehlen. Der Kämmerling ging alsbald zurück und meldete es dem Herrn Erzpriester, der nun ungesäumt selber kam, um zu sehen, wie dem Handel zu helfen sei. Unterdessen merkte ich, daß man von mir mein Beglaubigungsschreiben haben wolle, und ich setzte dasselbe in Bereitschaft. Als nun der Herr Erzpriester selber kam, begrüßte er mich gar höflich und fragte, woher ich wäre? Ich antwortete, ich käme und sei aus dem Gotteshaus Einsiedeln. Er empfing nun zwar mein Beglaubigungsschreiben, machte aber, weil er gehört, daß ich von Einsiedeln sei, keine weitern Umstände und sagte, ich könne Messe lesen. Zudem lud er mich ein, nach der hl. Messe mit dem Herrn Prälaten von Ebersmünster, den er in seinem Hause habe, das Mittagssüpplin zu nehmen. Ich bedankte mich mit der Entschuldigung, ich könne meine Kompanie nicht wohl verlassen, obwohl es mich freuen würde, ihm die Aufwartung zu machen. Nachdem ich dem Herrn Erzpriester also gedankt, las ich die hl. Messe. Sobald ich vom Altar wieder in die Sakristei kam, siehe da stund des Herrn Prälaten Begleiter vor mir und lud mich im Namen seines Herrn zum Süpplin ein. Ich ging also mit ihm stracks in das Haus des Herrn Erzpriesters, wo der Herr Prälat mit dem Essen fast fertig war. Er stellte mir aber wieder frisch auf und trinkte auf die absonderlich gute Gesundheit unseres gnädigen Fürsten und Herrn, unseres Herrn Dekan P. Christoph von Schönau und aller unserer Herrn. Es gab unterdessen viel Redens; denn ich wurde mit dem Herrn Prälaten vor etlichen Jahren, schon ehe er zur Prälatur erhoben wurde, gar wohl bekannt. Nach ungefähr anderthalb Stunden ging die Reise wieder an, und der Herr Prälat sitzte in seine, ich aber in meine Kutsche, und wir nahmen sämtlich ein freundliches Valete. Dieser Erzpriester, ein vortrefflicher Mann, ist nachher bald nach Einsiedeln gekommen; er war mit unserm Herrn Dekan gar wohl bekannt. Ich konnte ihm keine andere Ehre antun als ihm einen guten Trunk ins Wirtshaus hinunterschicken, für den er nachher dem Herrn Dekan hoch gedankt hat.

Von Markolsheim kamen wir auf den Abend nach Blodelsheim; wir kehrten beim Rindfuß ein, wo der Wirt Schultheiß war, ein ehrlicher, verständiger Mann. Weil ich seit gestern und vorgestern eine starke Alteration (Abweichen) empfand, ging ich ohne Speis und Trank zur Ruhe und wurde im gleichen Zimmerlin einlogiert, in dem ich vormals geruht, als ich hinuntereiste. Ich schlief wohl.

Freitag, den 21. April, stund ich morgens um 4 Uhr auf, betete meine Horas und rüstete mich zur hl. Messe. Ich hatte hiezu auch gar wohl Zeit und Gelegenheit. Aber meine Kameraden machten mich abwendig unter dem Vorwande, sie würden innert einer Viertelstunde verreisen, und ich würde zu Groß-Kems noch Gelegenheit genug haben, die Messe zu halten; denn wir kämen gar frühe dahin. Ich glaubte ihnen und schob meine hl. Messe hinaus. Meine Kameraden aber hielten sich auf bis um halb 6 Uhr, und doch las ich nicht Messe. Daneben ward ich auch betrogen, anderswo Messe lesen zu können. Denn als ich nach Groß-Kems kam, welches ein katholischer Ort ist, schickte ich gleich zum Herrn Pfarrer, um Gelegenheit zur hl. Messe zu erhalten. Der gute Pfarrer war aber so unglückselig, daß er wohl die Schlüssel zur Kirche, aber nicht zur Sakristei hatte; diese habe der Schulmeister zu handen und dieser sei eine halbe Stunde vom Dorf bei einem Sterbenden. Ich verlangte zwar die hl. Messe lesen zu können, gleichwohl wußte ich hier nicht zu helfen; denn weil es schon elf Uhr war, konnte es nicht wohl geschehen, daß der Schulmeister so schnell zur Hand gebracht wurde; andererseits wollten sich meine Kameraden nicht so lange gedulden; denn sie beschleunigten heute ganz besonders ihre Heimkehr nach Basel. Endlich wäre es mir auch schwer gefallen, von da nüchtern abreisen zu müssen, weil ich seit dem gestrigen Mittagessen nicht einen Brosamen versucht hatte und deshalb ziemlich nagende Würmer bei mir empfand. Deswegen opferte ich im Namen des Herrn dem allmächtigen Gott den guten Willen für das Werk auf und ging mit meinen Kameraden zum Tisch, wo ich mit dem Kutscher und unserm Herrn Säckelmeister Birr von Basel abrechnete.

Ankunft in Basel.

Nachdem wir zu Mittag gespiesen, sind wir um 1 Uhr wieder abgefahren und gegen 4 Uhr in Basel angekommen. Ich mit meinem Diener samt den Herrn von Zürich kehrten im Wirtshaus zur Krone ein, die andern aber gingen auch jeder dahin, wohin er wollte. Ich bestellte alsbald 2 Pferde für meine Heimkehr. Darnach spazierte ich mit dem Diener zum Münster, welches ich mir öffnen ließ. Ich besichtigte es genau und sah würdige Sachen darin. Hierauf ging ich zu Herrn Birr, der mir einen edlen Trunk gab, und dann zu beiden Herrn König, meinen Reisegefährten. Ihnen allen gnadete ich nochmals ab und sie mir mit dem Wunsch einer glückseligen Heimreise. Im Wirtshaus zur Krone mußte ich wegen dem langen Ausbleiben meiner Herrn Reisegefährten von Zürich mit dem Nachtessen auch ziemlich lange innehalten; wir kamen erst um 8 Uhr zum Tisch, was für mich etwas verdrießlich war, absonderlich weil Herr Goßweiler mir mit Trinken gar stark zusetzen wollte. Es ist mir jedoch glücklich ergangen, und ich kam endlich ohne Übermaß zur Ruhe, die ich in einem absonderlichen Zimmer haben konnte. Der Diener verließ mich, ich weiß nicht aus welcher Ursache, und suchte anderswo seine Herberge.

Samstag, den 22. April, stand ich um 3 Uhr auf und betete meine Horas sowie andere Sachen gar frühe, indem ich meinte, zeitlich verreisen zu können. Es fehlte aber teils an Pferden, teils vermochten die Herren von Zürich nicht zur rechten Zeit reisefertig zu werden, teils fiel gar starkes Regenwetter ein. Das wurde Ursache, daß ich nicht nach dem Gotteshaus Unserer Lieben Frau von Mariastein, wohin sonst mein Reiseplan gerichtet war, abreiste, sondern ich wandte mich mit meinen Kameraden gegen die Heimat, weil ich besorgte, die Straßen möchten von langem Regenwetter, wozu es Miene machte, gar tief und unlustig gemacht werden.

So reisten wir denn sämtlich auf 6 Pferden um 7 Uhr von Basel weg und zwar unter allem Regen, der mich ziemlich bis auf die Haut durchnäßte, weil ich nicht mit einem guten

Rock oder Mantel versehen war. Doch kam ich glücklich nach Mumpf, die Herren von Zürich aber ritten vorwärts bis Hornussen. In Mumpf kehrte ich zu, las Messe und spies zu Mittag, wobei ich wohl gehalten und vom Wirt mit einem guten, grauen Mantel wider den Regen versehen wurde. Um 1 Uhr reiste ich wieder von Mumpf ab bei ziemlich gutem Wetter. Ich vermeinte, die Herren von Zürich in Hornussen anzutreffen, aber ich konnte sie nicht mehr sehen und ich ritt also vorwärts nach Windischfahr. Dort gab ich den Pferden ein kleines Fütterlin, mir aber und dem Diener ließ ich ein Stozen Legotten(?) Wein bringen, der mir trefflich mundete. Wir säumten uns da eine halbe Stunde. Der Wirt, ein geborner Berner, war sehr freundlich und half selber, uns im Schiff über das Wasser der Reuß zu bringen. Von da ritten wir weiter und kamen endlich um 8 Uhr glücklich in Baden an, kehrten beim Engel zu und wurden wohl empfangen und zu nacht bestens einlogiert.

Sonntag, den 23. April, stund ich um 5 Uhr auf, besuchte die alte Salzfrau Elisabeth Dorerin, die mich vor etlichen Jahren in ihrem Hause gar herrlich bewirtete. Dann besuchte ich das Frau Müetterlin unseres P. Kolumban Summerer, welches in Todesnöten lag. Ich tröstete beide nach Möglichkeit. Ich machte aber alles so kurz ich konnte und verreiste dann nach dem Kloster Fahr, wo ich Messe las und zu Mittag mit dem ganzen Konvent speiste. Nachmittags reiste ich nach Zürich, kam dort etwas nach 5 Uhr an und wollte noch abends aufs Wasser sitzen, damit ich am folgenden Tage um so sicherer Messe halten könnte. Allein der Junker Amtmann wollte mich nicht gerne entlassen, so mußte ich wider meinen Willen dableiben. Er tat mir sehr Guts.

P. Josephs Dankmesse auf der Insel Ufnau im Zürichsee.

Montag morgens 4 Uhr, den 24. April, saß der Junker Amtmann mit mir in ein Schiff und fuhr mit mir nach Meilen, am rechten Ufer des Zürchersees, wo er in seinem Hofe

ausstieg. Ich aber ließ mich von da nach Pfäffikon stoßen und hernach auf die unserm Stifte Einsiedeln schon seit dem Jahre 965 gehörige Insel Ufnau. Dort hielt ich um 11 Uhr Messe. Als ich nachher wieder in unser Schloß zu Pfäffikon gekommen und mit dem dortigen Statthalter P. Rupert von Roll zu Mittag gegessen hatte, ging ich zu Fuß allgemach über die Mettlen, wo mir zu oberst 2 Pferde von Einsiedeln entgegen kamen, auf die ich gesessen, nach Hause geritten und um 5 Uhr glücklich in Einsiedeln wieder anlangte. Der Allerhöchste sei gebenedeit!

Ich erkenne meinen Fehler, daß ich in dieser meiner Reisebeschreibung so viel Zeit unnütz verzehrt. Ich bitte zuvördest den lieben Gott um Verzeihung, Dich aber, günstiger Leser, daß Du kein Ärgernis daran nehmest, für meine Fehler ein Fürbitter vor Gott und für meine Seele ein Fürsprecher sein wollest, damit ich nach Vollendung der Reise meines Lebens zum glückseligen Vaterlande im Himmel kommen möge.